



## Gottesdienstlicher Spezialeffekt

Es war ein Ingenieur, der mich fragte: Wie kann man heute noch Lutherlieder singen (bzw. singen lassen)? Und das eine Woche, bevor ich in seiner Gemeinde einen Gottesdienst zu halten hatte, in dem das Gradualied (früher: Wochen-Lied) vom Reformator stammte: »Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfängen.«

Ja, für den Ingenieur sind die Erkenntnisse von vorgestern heute bereits überholt, denn er sucht die Technologie von übermorgen. Und nun noch: Mitten – wir – im Leben – sind... Wer, bitte, redet noch so? Sprachlich und sachlich: umbarmherzig, einer heutigen Gemeinde so etwas zuzumuten!

Das Lied geht ja noch weiter. »Mitten in dem Tod anfiht uns der Hölle Rachen.« Von so etwas redet ja heute kaum mehr der Vatikan. Für Hölle gibt es ganz moderne Umschreibungen, gesetzt den Fall, man will überhaupt von der Hölle reden. Nein, Herr Ingenieur, so einfach kann man nicht reden und singen, was vor 500 Jahren Martinus geschrieben hat. Sie sind da völlig im Recht.

Übrigens: Media vitae in morte sumus – der Kernsatz der Luther-Zeile ist noch 500 Jahre älter als der Wittenberger Dichter. Und wenn ich singen ließe: Mitten auf der vielbefahrenen Kreuzung lauert der Verkehrstod – das würde der kritische Gottesdienstbesucher nur allzu gut verstehen. Denn das kann man in jeder Zeitung lesen. Mitten in Afrika werden auch heute Menschen gemetzelt, das wissen wir. Mitten in der Welt von 2009 sterben Tag um Tag Tausende von Kindern den Hungertod.

Es gibt ja auch »barmherzigere« Pfarrer. Bei denen stehen zwar hinten im Gesangbuch durchaus Wochenlied und Wochenpsalm. Aber da diese selten genug im Zeitungsdeutsch abgefasst sind, ersparen sie ihrer Gemeinde solche Antiquitäten. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Regelwidrig.

Dass ich im Fall eines Schulanfangsgottesdienstes nicht an das Wochenlied gebunden bin, muss mir keiner klarmachen.

Es gibt extraordinary Gelegenheiten mit ihren eigenen Regeln. Erstaunlich ist dabei allerdings, dass bei mancher dieser Gelegenheiten dann plötzlich Texte auftauchen, die die halbe Gemeinde nicht versteht, selbst wenn sie mal passabel Schulenglisch gelernt hat. »Slang?« Warum nicht auch mal im Gottesdienst, selbst wenn sich einige Stirnen runzeln?

Aber ich denke an das Wort »regulär«. Es erinnert an das Reglementierte, das immer Wiederkehrende, das gewöhnliche, an das man sich gewöhnt hat. Oder gewöhnen kann. Ungewohntes kann hier und da hilfreich sein – aber eben auf dem Hintergrund des Gewohnten. »Ordnung« des Gottesdienstes, Ordnung des Kirchenjahres – erst ihre Einhaltung ermöglicht hin und wieder den Spezialeffekt von etwas Ungewöhnlichem, Außer-Ordentlichen. In meinem Wohn-Zimmer muss ich mich zuhause fühlen und einigermaßen auskennen, selbst wenn mal der Strom ausfällt. Das Wohn-Zimmer der Gemeinde ist der regelmäßige Gottesdienst, gerade wenn er nicht regelmäßig besucht wird. Es

## Inhalt

### ■ Artikel

Christoph Jahn, Gottesdienstlicher Spezialeffekt	77
Dr. Dr. Werner H. Ritter, Wer glaubt denn heute noch an Wunder?	78
Paul Gerhard Diez, Es niemandem recht machen	80
Dr. Haringke Fugmann, Problemanzeigen Gottesdienst Alternative Gottesdienstformen	81 82
Martin Ost, Liebe Leserin, lieber Leser	90
Dr. Günter Schmidt, Schaffen wir das Christentum ab?	84
Dr. U. Leipziger, GVEE Aktuell	85
Monika Siebert-Vogt, Vorstellung	89

### ■ Bücher

Dr. Wieland Zademach, Hübener/Orth, Wörter des Lebens	86
Martin Ost, R. Brandt, Ablass	87
Michael Hüfner, HÜber/Zöller, Tanzen	88
Martin Ost, Krusche, Ich werde nie mehr..	88
Dr. Karl Eberlein, Wendler, Für eine bessere...	90

### ■ Pfarrfrauenarbeit

Pfarrfrauenteam, Veranstaltungen	89
-------------------------------------	----

### ■ Hinweis

Dr. Christian Eyselein, Pfarrverwalterausbildung	87
---	----

### ■ Ankündigungen

91

muss genug zum Wiedererkennen drin sein. Das Vertraute ermöglicht, mich auch einmal mit ganz Ungewohntem zu konfrontieren.

### **Ich plädiere für die Wochenlieder. Und gebe zugleich dem Ingenieur recht: So einfach kann man sie nicht singen.**

Die Bezüge müssen verdeutlicht werden. Ein fremdes Sprachbild (die gibt es nicht nur bei Martinus, sondern auch bei Dichtern des 20. Jahrhunderts) muss erläutert werden. Manchmal mag ein einziger hinführender Satz reichen. Bei »Media vitae« könnte die ganze Predigt eine Hinführung zum Lied sein, das dann vielleicht Predigtlied werden könnte. Erst die Einhaltung der Regeln ermöglicht die Ausnahme von der Regel. Aber die Regel muss verständlich, einleuchtend sein.

Die Regel der jährlichen Wiederkehr im Rhythmus des Kirchenjahres ist gerade eine Hilfe dagegen, dass ein Prediger seine »Fündlein« ausschachtet und sich selbst zum Maßstab für die Gemeinde macht. Nicht nur beim Predigttext. Auch bei der Auswahl der Lieder für den Gottesdienst. Also auch bei dem Gradualied. (Ja, es gibt Gemeinden, in denen der Kirchenmusiker bei der Auswahl der Lieder mitwirkt. Wie viele sind das wohl?)

Gegenbeispiel: Vor Jahrzehnten war es verpönt, zu Weihnachten das Lied vom »holden Knaben im lockigen Haar« zu singen. Ob das Kind in der Krippe Locken hatte, ist nicht bezeugt. Dass ein solches Lied – möglicherweise auch durch seinen Missbrauch in der Dauerberieselung der Kaufhäuser – für manche, vielleicht für viele Teilnehmer der Christnacht etwas eher Vertrautes ist, sollte uns vor Rigorismus warnen. Man muss ja nicht gerade aufstehen, wenn die Melodie erklingt, wie ich es auch schon erlebt habe. Für einige ist die »stille Nacht, heilige Nacht« das einzige, was ihnen an »Heiligem« geblieben ist. Muss ich dann meine Maßstäbe anwenden?

Noch einmal zu Dr. Luther zurück. »Nun freut euch, lieben Christen gmein« ist Gradualied, z. B. zum Reformationstag. Wie unbarmherzig geht da der Dichter mit unserem Reformator um! »Dem Teufel ich gefangen lag... ich fiel auch immer tiefer drein, es war kein Guts am Leben mein.« Deutlicher kann man die Erfahrungen des Wittenberger Mön-

ches nicht schildern, als er das selbst geschrieben hat. Unbarmherzig wäre es gewiss, ich ließe alle zehn Strophen am Platz des Gradualiedes singen. Aber warum nicht während der Predigt, während des Nachdenkens über »Reformation«, die Erfahrungen des Reformator-Dichters nachvollziehen, deutend und singend – und als Liedvers zur Sendung anzusetzen: »Was ich getan hab und gelehrt, das sollst du tun und lehren«?

Wir haben gelernt, Texte aus drei Jahrtausenden zu lesen, zu studieren, weiterzusagen und zu interpretieren. Wer sagt uns, dass die Texte unserer Lieder nicht gleichen Aufwand verdienen? Ist es nicht gerade im Blick auf unregelmäßige Gottesdienstbesucher hilfreich, wenn die regelmäßigeren Besucher, manchmal spricht man von »Kerngemeinde«, auch einen Kernbestand an vertrauten Liedern haben und die Ge-

meinde diesen ständig neu einübt? Lutherlieder zu singen, sei unbarmherzig, meinte mein Ingenieur. Formelkram. Aber er selbst rechnet noch heute mit Formeln, beispielsweise von Pythagoras. Lange vor Luther. Gültig. Erlernbar. Ich bin dafür, das Vertraute zu bewahren. Regeln einzuhalten.

### **Ich bin dafür, dass wir uns auch um die Wochenlieder bemühen.**

Sie stammen bei weitem nicht alle vom Reformator. Es sind eine ganze Reihe aus dem 20. Jahrhundert dabei. Die meisten sind es wert, wertgehalten, durchdacht, eingeübt, praktiziert zu werden. Mitten in unserem Leben, 2009. Auch die von Martin Luther.

*Christoph Jahn,  
Pfarrer i.R., Erlangen*

## **Wer glaubt denn heute noch an Wunder?**

### **Niemand?**

Zwar konnte Goethe sagen, das Wunder sei des Glaubens liebstes Kind. Doch neuzeitlich-aufgeklärte Menschen standen Wundern lange Zeit im 19. und 20. Jahrhundert ablehnend, zumindest skeptisch gegenüber, sei es aus naturwissenschaftlichen, Historizitäts- oder sonstigen Gründen. Bekannt geworden ist das Wort des bedeutenden Theologieprofessors Rudolf Bultmann (1884–1976), der in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts formulierte: »Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben.«

Wirft man einen Blick in entsprechende

### **Meinungsumfragen**

zum Stichwort Wunder ergibt sich Folgendes: Im Jahr 1974 befragte das Institut für Demoskopie Allensbach 1000 Auskunftspersonen danach, ob diese glaubten, »daß es Wunder gibt.« Die vorgegebenen drei Antwortmöglichkei-

ten wurden so verbeschrieben: 29 Prozent äußerten »glaube ich«, 31 Prozent »könnte sein« und 41 Prozent »glaube ich nicht«. Die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts waren – nebenbei gesagt – Zeiten technischer und wissenschaftlicher Machbarkeit, Planbarkeit und Fortschrittsgläubigkeit.

Im Jahre 1997, also gut 20 Jahre später, fragte das gleiche Institut, woran Menschen heute glauben. Eine Vorgabe neben anderen lautete »Daß es Wunder, z. B. Wunderheilungen gibt.« Die Frage wurde von 31 Prozent der deutschen Bevölkerung bejaht.<sup>1</sup>

Umso erstaunlicher erscheint auf diesem eher negativen Hintergrund was sich in Sachen Wunder im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts tut. Es sieht derzeit nämlich danach aus, dass sich hier jüngst doch beachtliche religiöse Mentalitätsveränderungen anbahnen. Waren es bei einer Befragung im Jahr 2000 in Deutschland 29 Prozent der Bevölkerung, die sich als wundergläubig bezeichneten, so beantworteten die Frage »Glauben Sie an Wunder?« bei einer Repräsentativumfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach 2006 im Auftrag der Frankfurter Allgemeinen Zeitung 56 Prozent der Befragten

mit »ja«. Und das Personen mit höherer Schulbildung ziemlich gleich auf mit Personen einfacher Schulbildung. Im Osten übrigens 45 Prozent, im Westen 59 Prozent<sup>2</sup>.

## Das kann zu denken geben.

Erklären lässt sich das zum einen sicher damit, dass das Wort Wunder nicht eindeutig an den christlichen Glauben gebunden ist, sondern zur Alltagssprache gehört und oft sehr unspezifisch gebraucht wird.

Zum anderen ist es heute so, dass viele Menschen gegen Rudolf Bultmanns Vorbehalt – »Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben« – lebenspraktisch längst beides tun: Moderne Technik nutzen und gleichzeitig für Religion und die Geister- und Wunderwelt nicht nur des Neuen Testaments offen sein.

Glaube und Wissen erscheinen heute eher als zwei verschiedene, einander nicht ausschließende Zugänge zur Wirklichkeit.

## Dass Wunder auch zum christlichen Glauben gehören, hat maßgeblich mit Jesus Christus zu tun.

Wunder begegnen schon im Alten Testament – wie auch in anderen Religionen – dann aber vor allem im Neuen Testament, besonders den Evangelien. Genauer müssen sie, vom griechischen Urtext des Neuen Testaments her, als Zeichentaten und Kräfteerweise bezeichnet werden. Im Unterschied zum Allerweltsgebrauch des Wortes meint der christliche Glaube damit etwas Bestimmtes, nämlich: Schalom-Zeichen des Erbarmens und Herbeikommens Gottes, in dessen kommender Welt alle Begrenzungen, Leid, Not und Tod nicht mehr sein sollen.

Nach dem Zeugnis der Evangelien heilt, rettet und bewahrt Jesus Menschen in Lebensbegrenzungen unterschiedlicher Art. Näherhin kann man zwischen zwei Formen von Wunder-Erzählungen in den Evangelien unterscheiden. Da sind zum einen Texte, in denen es darum geht, dass Jesus Kranke heilt. Diese gelten als »jesuanisches« Urgestein, zählen zu den ältesten und sichersten Bestandteilen der Jesusüberlieferung und können auf den »historischen« Jesus zurückgeführt werden: Jesus- oder Heilungsgeschich-

ten.

Zum anderen finden sich aber auch Texte, die von Taten Jesu erzählen, die weit über Menschen Mögliches hinausreichen: Jesus stillt Stürme (Mk 4,35ff.), weckt Tote auf (Mk 5,38ff.) und speist riesige Menschenmengen (Mk 6,32ff.). Als Glaubens- oder Christusgeschichten verstanden spiegeln diese Texte in verdichteter Gestalt und weit über das »Historische« hinausgreifend den nachösterlichen Glauben an Jesus Christus. Sie zeugen davon, wie Menschen in Extremsituationen des Lebens bewahrt und gerettet wurden und stellen ein fortgeschrittenes Stadium frühchristlicher Theologie dar: Glaubens- oder Christusgeschichten.

Für Menschen der Antike sind Wunder ungewöhnliche Ereignisse, in denen sie die Wirksamkeit göttlicher Kräfte besonders intensiv erfahren. Fragen wie die, ob sich die in der Bibel überlieferten Wundergeschichten tatsächlich historisch ereignet haben und naturwissenschaftlich möglich erscheinen, stellen sich heute stärker und anders als in der Antike und im Mittelalter.

## Die Verfasser der Evangelien dürften damit kaum Probleme gehabt haben.

Sie wollten verkündigen und eine Botschaft weitergeben. Ihnen ging es nicht um historische Verlaufsprotokolle oder exakte Rekonstruktion von »Fakten«, sondern darum, im Erinnern bestimmte Begebenheiten für die Gegenwart bedeutsam und »groß« zu machen, von Gottes Erbarmen zu erzählen und die damit einhergehenden Erfahrungen weiter zu geben.

Wir Heutigen neigen von unserem Realitätsempfinden her dazu, Historizität wie naturwissenschaftliche Möglichkeit vor allem der Glaubens- oder Christusgeschichten – die in der Tat unwahrscheinlicher sind als die Heilungsgeschichten – zu verneinen. Wer allerdings diese Geschichten im Lichte der Auferstehung Jesu sieht, mag auf den zweiten Blick – den Blick des Glaubens – entdecken: Ihm, dem Sohn Gottes, ist alles möglich: Jesus Christus kann in der Sicht des Glaubens Begrenzungen des Lebens und der Wirklichkeit überwinden, indem er sein in der Auferstehung begründetes Herr-Sein über Mächte (z.B. Naturgewalten) und Elemente (Brot und Fische) offenbart. Im Übrigen können wir nicht ausschließen, dass das, was die Bibel hier erzählt,

sich auch tatsächlich so zugetragen hat. Entscheidend an den Glaubens- bzw. Christusgeschichten ist: Die Macht Jesu Christi hat im Lichte von Ostern keinerlei Grenzen. Oder sollte Gott nicht Dinge geschehen lassen können, die den Gesetzmäßigkeiten des Weltverlaufs widersprechen? Nachdem es ein exaktes Weltbild der Naturwissenschaft nicht gibt (so W. Heisenberg, C. F. v. Weizsäcker u. a.), lassen sich Wunder auch nicht definitiv ausschließen.

## Theologisch haben Wundergeschichten fundamental mit der Wirklichkeit zu tun:

Das, was wir für Realität halten, ist nicht die ganze Wirklichkeit. Thema der Wundergeschichten ist die Überwindung von Lebensbegrenzungen und Wirklichkeitsbegrenzungen unterschiedlicher Art und damit gutes und gelingendes Leben in einer gottgewollten und schalomförmigen Wirklichkeit. Als sinnliche Liebes- und Kräfteerweise eines lebensfreundlichen Gottes betreffen sie unseren Leib, Geist, Seele und die ganze Schöpfung (Röm 8,18ff).

Letztlich geht es bei den Wundern darum, wie bzw. welchen Gott wir »haben« (Martin Luther): Gott begegnet uns auch schwach, klein und ohnmächtig (Phil 2,5ff.); aber wir glauben und erfahren ihn in den Wundern auch als stark und mächtig. Gerade die Opfer des Lebens, Leid, Not und Tod lassen uns nach dem starken Gott rufen und nach einer Wirklichkeit ohne Entbehrungen und Begrenzungen.

Zeichen und Wunder erfahren Menschen immer wieder, meist eher unscheinbar und im Verborgenen, manchmal nicht übersehbar: Geschehene, geschehende und noch ausstehende, erhoffte Zeichen der Vollendung. Sie begegnen, wie es aussieht, nicht massenhaft, sondern da und dort und dann und wann in der Geschichte Gottes mit den Menschen bis heute. Und die hat noch kein Ende.

## Christen glauben an Gott, nicht an Wunder

Genau genommen glauben Christen freilich nicht »an« Wunder, sondern an Gott und Jesus Christus, denen sie solche Zeichen und Kräfteerweise zutrauen. Freilich können diese auch ausbleiben; auch das gehört zum christlichen Glauben, dass Gott nicht heilt, rettet und eingreift...

## Kann man also »an« Wunder glauben?

Ja, Menschen – nicht alle! – können es. Vielleicht muss man angesichts des Zustandes unserer Welt mit Opfern, Leid, Not und Tod geradezu auf Wunder hoffen? Wunder als Machterweise Gottes halten nämlich den Glauben daran wach, dass noch nicht heraus ist, was sein wird bzw. was wir sein werden (vgl. 1. Joh 3,2), und dass am Ende Gott alles in allem sein wird (1. Kor 15,28).

*Dr. Dr. Werner H. Ritter,  
Bayreuth*

Literaturhinweise: Werner H. Ritter/ Bernhard Wolf (Hg.), Glaube, Heilung, Energie, Göttingen 2005.

Werner H. Ritter/ Michaela Albrecht (Hg.), Zeichen und Wunder, Göttingen 2007.

### Anmerkungen:

1. Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 6047, August/September 1997.
2. Vgl. dazu U. Popp-Baier, »Mir ist alles Wunder...« Psychologische Studien zu Wundern und zum Wundern, in: W.H. Ritter/ M. Albrecht (Hg.), Zeichen und Wunder. Interdisziplinäre Zugänge, Göttingen 2007, S. 108-129, hier S. 114f.

ding nicht einfach hergehen und predigen, taufen, Abendmahl reichen, wie es einem in den Sinn kommt. Das Amt des Pfarrers kann man sich nicht selber geben. Man bekommt es übertragen. Man empfängt es. Die Kirche beruft in dieses Amt.

Und genau dies ist der Sinn der Ordination. Da kniet der werdende Pfarrer vor dem Altar. der Bischof oder ein von ihm Beauftragter legt ihm die Hände auf und sagt zu ihm: »Kraft der Vollmacht, die Jesus Christus seiner Gemeinde gegeben hat, überantworten wir dir das Amt der Kirche. Wir segnen, ordnen und senden dich zum Dienst an Wort und Sakrament im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.« Danach legen auch Gemeindeglieder und andere Pfarrer dem jungen Menschen die Hände auf und sprechen dazu ein Bibelwort, das sie für ihn ausgesucht haben. Damit wird deutlich gemacht: Die Ordination hebt den Pfarrer nicht aus dem Kirchenvolk heraus, sondern bettet ihn in die Gemeinde ein. Er tritt zwar der Gemeinde gegenüber und bleibt doch einer von ihnen.

### 2

Diese Ordination bindet den Pfarrer. Sie bindet ihn an das Evangelium von Jesus Christus. Der Pfarrer ist als Prediger nicht dazu da, zu allen möglichen Tagesfragen seine persönliche Meinung vorzutragen. Sein Auftrag ist vielmehr, Gottes gute Nachricht zu sagen, sie auszurufen, sie bekannt zu machen – im Gottesdienst der Gemeinde wie im persönlichen Gespräch oder an einem offenen Grab, zur Zeit oder zur Unzeit, ob es den Menschen passt oder nicht. Oft passt es ihnen nicht. Da mag der Prediger versucht sein, dem Volk nicht nur – wie Luther es formuliert hat – aufs Maul zu schauen, sondern nach dem Mund zu reden.

Der Schweizer Theologe Karl Barth hat als junger Dorfpfarrer einmal eine Predigt gehalten über »den Pfarrer, der es den Leuten recht macht«. Darin sagt er: Der Pfarrer, so wird erwartet, solle »der Mann sein, mit dem man leben kann, gerade so wie man ist, dessen Predigten zuletzt immer auf das herauskommen, was man bei gesundem Menschenverstand ohnehin auch sonst denkt und sagt.« Aber, so sagt er weiter: »Einen Pfarrer im Dorf haben, das heißt eine ewige Unruhe im Dorf haben, einen Menschen, der in der unangenehmsten Weise immer wieder alles in Frage stellen und auf alle Fragen unvermutete

*Fortsetzung S. 83*

## Es niemandem recht machen

### *Pfarrer sein*

*Wie wir an einem Leib viele Glieder haben. aber nicht alle Glieder dieselben Aufgaben haben. so sind wir viele in Christus ein Leib, aber als einzelne sind wir füreinander Glieder und haben verschiedene Gaben je nach der Gnade, die uns gegeben ist. Hat jemand die Gabe der prophetischen Rede, so übe er sie dem Glauben gemäß. Hat jemand die Gabe des Dienens, so diene er. Ist jemand zum Lehren berufen, so lehre er. Ist jemand zum Ermahnen berufen, so ermahne er. Gibt jemand, so gebe er mit lauterem Sinn. Wer der Gemeinde vorsteht, der sei mit Eifer dabei. Wer Barmherzigkeit übt, der tue es fröhlich.*

Römer 12, 4 - 8

Der 19. Januar 1955 war ein eiskalter Wintertag. Die oberfränkische Dorfkirche, nur wenige hundert Meter von der Zonengrenze – so sagte man damals – entfernt, war gerappelt voll. Alle waren gekommen, weil sie mit dabei sein wollten, wenn einer von ihnen in das Amt eines Pfarrers eingesetzt wurde. Dieser eine war ich. Ich hatte die ersten sechs Lebensjahre in diesem Dorf verbracht. Und ich hatte mir gewünscht, unter diesen Menschen, die mich und meine Eltern kannten, ordiniert zu werden. Ordination – so nennt man das, diese feierliche Einsetzung, diese Beauftragung zum Pfarrer auf Lebenszeit. In meinem Fall waren es vor zehn Tagen genau vierzig Jahre, dass ich ordiniert worden bin: ein Gedenktag, ein kleines Jubiläum. Es gibt Anlass, darüber nachzudenken, wie das eigentlich ist

mit dem Pfarrer, wie das ist, wenn man Gott zum Beruf hat.

### 1

Pfarrer – das ist zunächst ein Beruf wie andere Berufe auch. Am Anfang steht das Interesse an diesem Beruf. Vielleicht wurde es geweckt durch die Mitarbeit im Kindergottesdienst oder in einer Jugendgruppe, vielleicht durch den Religionslehrer oder durch das Elternhaus oder durch den Pfarrer, der einen konfirmiert hat.

Zu diesem anfänglichen Interesse kommt dann das Gefühl, dass man auch die Gaben hat, die man in diesem Beruf braucht: die Gabe des Redens etwa oder die Gabe, mit jungen Leuten umzugehen. Aber Interesse und Begabung reichen nicht aus. Man muss auch Kenntnisse erwerben. Wie bei anderen Berufen auch durchläuft man also eine Ausbildung, meist an der Universität. Man studiert, man fertigt schriftliche Arbeiten an und legt schließlich ein Examen ab.

Zum Beruf des Pfarrers gehört aber noch etwas: die Berufung. Und zwar eine doppelte Berufung. Der eine Ruf ist der Ruf Gottes. Wer Pfarrer werden will, weiß sich von Gott in diese Lebensaufgabe berufen. Dabei muss dieser Ruf nicht ein dramatisches Ereignis sein, – wie etwa Paulus es erlebt hat auf dem Weg nach Damaskus. Es können viele kleine Dinge sein, viele kleine Erfahrungen, die sich allmählich zu diesem Ruf Gottes verdichten. Darum ist der Beruf des Pfarrers nicht einfach ein »Job«. Der andere Ruf geht von der Kirche aus. Man kann nach abgeschlossener Ausbil-

# Neue Erkenntnisse über: Problemanzeigen im Gottesdienst (4)

Der folgende Beitrag präsentiert einige Ergebnisse der Bayreuther Studie und der GfK-Untersuchung des Gottesdienst-Instituts Nürnberg zu Problemanzeigen im Gottesdienst.<sup>1</sup>

## Probleme der Kirchgänger und Kirchgängerinnen mit dem Sonntagsgottesdienst

Wo die interviewten Kirchgänger und Kirchgängerinnen über den Sonntagsgottesdienst sprechen, benennen sie eine ganze Reihe von Problemen.

So gibt es im Interviewmaterial eine Reihe von Problemanzeigen, die mit persönlichen Bedenken der Gottesdienstbesuchenden zu tun haben. So hat beispielsweise eine Befragte oft Probleme, beim Vaterunser »und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern« zu sagen: »Weil das kann ich einfach nicht, manchen Leuten alles vergeben.« Ein anderer Befragter kann beim Glaubensbekenntnis nicht alles mittragen und spricht deshalb nur manches mit: »Ich spreche auch zum Beispiel das Glaubensbekenntnis nicht vollständig mit, weil ich sage: Ich glaube an und an und glaube es nicht, dann käme ich mir als Verräter vor, ich persönlich. Jetzt sage ich mir: Na gut, ich lasse es weg, aber ich lasse den anderen ... ihren Glauben.«

Andere im Interviewmaterial angesprochene Probleme mit dem Sonntagsgottesdienst haben damit zu tun, dass Menschen in bestimmten Lebenssituationen Anstoß nehmen können an speziellen Teilen des Gottesdienstes. In einem Fall haben beispielsweise Nachbarn beschlossen, für ein erkranktes Mitglied der Gemeinde zu beten und deshalb gemeinsam in den Gottesdienst zu gehen. Die Befragte ärgert sich später darüber, dass die Abkündigungen, insbesondere der Geldeinlagen, so viel Zeit in Anspruch genommen haben, während ihr Anliegen der gemeinsamen Fürbitte

<sup>1</sup> Vgl. dazu die Handreichung von Hanns Kerner, *Der Gottesdienst. Wahrnehmungen zum Gottesdienst aus einer neuen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften*, 2007, Nürnberg. Sämtliche Nachweise für Interviewzitate sind dort zu finden. Die Handreichung ist zu beziehen unter: [www.gottesdienstinstitut.org](http://www.gottesdienstinstitut.org).

demgegenüber zu kurz gekommen sei: »... die sind schon vorgegangen, haben gesagt, ein Mitglied unserer Gemeinde ist sehr krank, wir wollen alle für ihn beten oder so, nicht? ... also schon irgendwie viel mehr Zusammenhalt und viele Sachen, die wichtiger sind als Abkündigungen von Kollekten: Oh Gott, wen interessiert das denn jetzt, ob dort siebenundzwanzig Mark, Euro oder dreiundvierzig ... das interessiert doch eigentlich keinen Menschen ... Warum muss ich da von sechzig Minuten noch einmal fünf Minuten verplempern, um das vorzulesen? Das ist doch total ... unrelevant.«

Weiterhin berichten die Befragten, die den Sonntagsgottesdienst besuchen, dass sie zuweilen durch andere Kirchgänger und Kirchgängerinnen massiv gestört werden. Eine Interviewte etwa kann sich nicht auf das Geschehen konzentrieren, denn »da bin ich beschäftigt mit anderen Leuten, die vor mir sitzen oder neben mir.« Eine andere Frau kann nicht ordentlich zuhören, wenn neben ihr jemand hustet: »Aber aus dem gesprochenen Wort [etwas mitzunehmen], da wo ich nur zuhöre, ab und zu vielleicht abgelenkt bin, weil vielleicht gerade einer hustet, fällt mir schwer.« Gerade dieser Bereich der normalerweise nicht ausgesprochenen individuellen Problemstellungen ist nicht zu unterschätzen.

Schließlich ist festzustellen, dass verschiedene Menschen auch gegensätzliche Bedürfnisse haben können, so dass es unmöglich ist, diese gleichermaßen im Gottesdienst zu erfüllen. Als Beispiel sind zwei Frauen zu nennen, die sich zum Element der Stille im Gottesdienst äußern:

Die eine Frau vermisst im Gottesdienst an bestimmten Punkten Stille: »Wenn ... gesagt wird, wir sollen vor Gott bringen, was wir noch auf dem Herzen haben, dann ist ungefähr eine Sekunde Zeit, da habe ich gerade eingeatmet, aber mir noch lange nicht überlegt, was ich noch auf dem Herzen habe ... Bei dem Sündenbekenntnis fehlt mir einfach die Zeit, also der Raum, einfach die Möglichkeit, wirklich auch das zu verarbeiten, was gesagt wurde und meine eigenen Gedanken noch dranzuhängen.« Die Frau

fordert, bei bestimmten Texten, Gebeten und auch nach dem Abendmahl Phasen der Stille einzuhalten, damit eine persönliche Klärung, Aneignung oder Füllung stattfinden kann.

Dagegen macht eine andere Befragte deutlich, dass sie und vermutlich auch andere Personen im Gottesdienst mit der Stillephase, wie sie in ihrer Gemeinde praktiziert wird, nicht umgehen können: »Wenn ich jetzt hier bei mir in den Gottesdienst gehen würde und zur Gemeinde sagen, was weiß ich, denkt jetzt einfach mal oder bittet mal zehn Minuten für die und die Person ... das würde ich denen gar nicht zutrauen, weil ich denke, die versuchen das jetzt vielleicht einmal zehn Sekunden und dann fällt dir schon wieder ein, dass ja der Braten endlich in die Röhre muss.« Die hier angesprochene meditative Stillephase, die etwas ganz anderes ist als die Stille zur Verarbeitung und Aneignung, gerät offensichtlich zu lang, um mit vollzogen werden zu können.

An diesem Beispiel wird deutlich: Wo bestimmten Interessen Rechnung getragen wird, können neue und andersartige Probleme entstehen.

## Schlussfolgerungen

Viele der angesprochenen Schwierigkeiten mit dem Sonntagsgottesdienst sind im Bereich des persönlichen Erlebens der Kirchgänger und Kirchgängerinnen angesiedelt und haben mit religiösen Bedenken, mit speziellen Lebenssituationen, mit Störungen durch andere Gottesdienstbesuchende oder mit disparaten Erwartungshaltungen zu tun. Interessanterweise werden von denjenigen Befragten, die zur Kirche gehen, keinerlei Probleme benannt, für die Pfarrer oder Pfarrerinnen verantwortlich gemacht werden. Daraus ist zu folgern: Pfarrer und Pfarrerinnen sollten sich nicht für alle Probleme verantwortlich fühlen, die Kirchgänger mit dem Gottesdienst haben.

*Dr. Haringke Fugmann,  
Pfarrer in Nürnberg*

# Neue Erkenntnisse über: Alternative Gottesdienstformen (5)

Der folgende Beitrag präsentiert einige Ergebnisse der Bayreuther Studie und der GfK-Untersuchung des Gottesdienst-Instituts Nürnberg zu alternativen Gottesdienstformen.<sup>1</sup>

## Alternative Gottesdienste

Für diejenigen Kirchgänger, die alternative Gottesdienstformen bevorzugt, haben diese »eine ganz andere Qualität als der offizielle Gottesdienst«. Ein besonderes Augenmerk verdient dabei das gegenüber der »rituellen« Form des Sonntagsgottesdienstes andere Kommunikationsbedürfnis und -verhalten. Insbesondere Menschen mit freikirchlicher Orientierung, schätzen es sehr, wenn sie im Gottesdienst selbst Gebete aktiv sprechen können: »Das gefällt mir halt einfach gut, dass man dann auch mal mitbeten kann, dass das nicht nur der Pastor ... macht.« Das freie Gebet wird als eine freiwillige Form der Gemeindebeteiligung geschätzt, im Gegensatz zum verordneten Aufstehen und Hinsetzen beim Gebet, das die Pfarrerin oder der Pfarrer spricht. Die Predigt hat bei alternativen Gottesdienstformen nach den Aussagen einiger Interviewter sehr viel weniger Relevanz als beim Gottesdienst in seinen Grundformen. Es wird geschätzt, wenn man sich im Gottesdienst austauschen kann, über einen Bibeltext redet und das Monologische aufgebrochen wird. Positiv wird es gesehen, wenn dieser Austausch in einem vertrauten Kreis geschieht.

Auch im Bereich der Musik haben die individuellen Vorlieben einen hohen Stellenwert. Während die Orgel hier nur wenige Freunde hat, werden andere Instrumente und Bands viel mehr geschätzt. Die dort gehörte oder mit vollzogene Musik entspricht eher dem eigenen Geschmack. Die Bandbreite reicht dabei von Popmusik bis zu Gesängen aus Taizé. Im Blick auf den Gesang

<sup>1</sup> Vgl. dazu die Handreichung von Hanns Kerner, Der Gottesdienst. Wahrnehmungen zum Gottesdienst aus einer neuen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften, 2007, Nürnberg. Sämtliche Nachweise für Interviewzitate sind dort zu finden. Die Handreichung ist zu beziehen unter: [www.gottesdienstinstitut.org](http://www.gottesdienstinstitut.org).

werden neuere Lieder (v.a. Anbetungslieder mit eingängigen Refrains) mehr geschätzt als das traditionelle Liedgut. Während bei den befragten Sonntagvormittagskirchgängern das Gemeinschaftsgefühl darin gründet, dass man miteinander Gottesdienst feiert, so findet sich bei denen, die offene Gottesdienstformen bevorzugen, ein anderes Gemeinschaftsbedürfnis: Hier hat der vertraute Kreis mit gemeinsamen Interessen ein hohes Gewicht. Man freut sich, wenn man sich kennt und fühlt sich nicht anonym. Auch der Bereich der Interaktion ist hier positiv besetzt. Die körperliche Nähe – etwa beim Austausch des Friedensgrüßes – wird geschätzt. Diesem Gemeinschaftsbedürfnis kommt die oft beschriebene geringe Teilnehmerzahl bei solchen Gottesdiensten also durchaus entgegen.

Meditative Elemente werden von einigen Befragten bei alternativen Gottesdienstformen dezidiert gesucht, allerdings scheint das Problem hierbei v.a. das rechte Zeitmaß zu sein: Während ein Befragter längere Phasen der angeleiteten Meditation bevorzugt, wünscht sich eine andere Interviewte eher kurze angeleitete Meditationen.

Die Raumgestaltung hat bei offenen Gottesdienstformen eine hohe Bedeutsamkeit. Die Befragten beschreiben dabei ihre Freude über extra umgestaltete oder besonders geschmückte Räume. Dabei wird auf der einen Seite wieder von Gemeinschaftsaktionen berichtet, um den Raum in der für die Gottesdienstform angemessenen Weise herzurichten, auf der anderen Seite wird genossen, dass dabei eine angenehme, der Art des Gottesdienstes angemessene Atmosphäre geschaffen wurde. Schon die Tatsache, dass man bei veränderter Raumgestaltung näher beieinander sitzt, wird positiv empfunden. Dabei werden auch Raumeffekte, wie sie etwa durch Kerzen hervorgerufen werden, als stimmungsvoll beschrieben.

Zum Wohlfühlen gehört schließlich auch, dass der Gottesdienst zur passenden Zeit stattfindet. Dabei werden Abendtermine deutlich bevorzugt, und zwar am Donnerstag, Freitag, Samstag oder Sonntag. Der Sonntagvormittag wird offensichtlich nicht als adäquater

Termin für alternative Gottesdienste angesehen.

## Beobachtungen

Im Vergleich zu den Aussagen derer, die bevorzugt den Sonntagvormittagsgottesdienst besuchen, wird deutlich, dass die Liebhaber alternativer Gottesdienstformen ganz und gar anders gelagerte Bedürfnisse haben. Dabei haben wir es gegenüber dem rituell orientierten Typus im Sonntagvormittagsgottesdienst vorwiegend mit einem kommunikativ-interaktiven, zum Teil auch mit einem meditativ orientierten Typus von Gottesdienstbesucher zu tun.<sup>2</sup> Es ist eine eindeutige Verschiebung von der Orientierung an der Form hin zur Orientierung an der Begegnung zu konstatieren – immer jedoch unter der Voraussetzung, dass man untereinander vertraut ist.

## Schlussfolgerung

1. Angesichts dieser sehr unterschiedlichen Bedürfnislagen ist davon abzuraten, »Mischgebilde« aus dem agendarisch orientierten Gottesdienst und alternativen Gottesdienstformen zu feiern.
2. Es scheint zudem wenig sinnvoll zu sein, darauf hin zu wirken, dass sich beide hier skizzierten Typen im selben Gottesdienst wohlfühlen sollen.

*Dr. Haringke Fugmann,  
Pfarrer in Nürnberg*

<sup>2</sup> Da unter den Befragten niemand aus dem charismatischen Spektrum war, können über diesen Bereich keine Aussagen gemacht werden.

Antworten geben muss.« Denn »ein Pfarrer kann es überhaupt niemandem recht machen. Er kann und darf es nicht. Erst dann, wenn auch meine besten Freunde sagen: Er macht es mir nicht recht, erst dann ist Wahrheit da zwischen uns.« Soweit Karl Barth.

Die Erinnerung an seine Ordination kann dem Pfarrer helfen, dass er nicht das sagt, was die Leute hören wollen, sondern das, was Gott ihnen sagen will. Und dieses Wort Gottes ist eben kein zeitloses, über den Menschen schwebendes Wort, sondern greift hinein in unsere Welt, greift hinein in unser Leben. So haben es in Israel die Propheten gehalten, so hat es Jesus gehalten. Sie haben eine große Unruhe in die Welt gebracht.

Diese Unruhe ist unvermeidlich, wenn Gott mit uns redet. Das dürfen wir deshalb auch von einem Pfarrer erwarten, dass in ihm etwas von dieser Unruhe steckt. Sie steckte in dem jungen Karl Barth, wenn er seinen Safenwilern zurief: "Ihr könnt nicht verlangen, dass man euch von Gott rede und dass man es euch recht mache. Das gibt es nicht."

Freilich sagt Paulus in unserem Bibelwort auch: »Hat jemand die Gabe der prophetischen Lehr, so übe er sie dem Glauben gemäß aus.« Der Pfarrer wird die Glaubenserfahrungen der Generationen vor ihm nicht in den Wind schlagen. An ihrem Glauben wird er seinen eigenen Glauben immer wieder überprüfen. An ihren Einsichten, mögen sie in manchem auch zeitbedingt sein, wird er nicht vorübergehen.

Für einen evangelischen Pfarrer sind das besonders die Gestalten der Reformationszeit. Ihr Glaube verdichtet sich in den sogenannten Bekenntnisschriften. Auch an sie bindet die Ordination den Pfarrer und erinnert ihn so daran, dass nicht seine Einsichten allein maßgeblich sind. Es ist vielmehr wichtig, auch auf die Einsichten der Kirche zu hören, die reicher und weiter sind als seine eigenen.

### 3

Die Ordination bindet aber nicht nur. Sie macht auch frei. Jeder Pfarrer kennt wohl zuweilen das Gefühl: Ich bin meinen Aufgaben nicht gewachsen. Vieles, was getan werden müsste, bleibt liegen. Bin ich überhaupt noch geeignet, diesen Beruf auszuüben?

Da kann es befreiend sein, sich an seine Ordination zu erinnern - daran also, dass man sich nicht selbst in dieses Amt eingesetzt hat, sondern dass man in die-

ses Amt berufen worden ist - von der Kirche, vor allem aber von dem Herrn der Kirche. Er hat mich in seinen Dienst gestellt. Das gibt Mut und Kraft, wenn man an sich selbst zweifelt.

Manchmal ist man als Pfarrer ziemlich einsam. Man sieht, wie die Menschen am Evangelium vorbeileben, wie ihnen, die doch getauft sind, der Gottesdienst egal ist, das Abendmahl entbehrlich erscheint. Man sieht, wie junge Leute, die man einmal konfirmiert hat, aus der Kirche austreten. Man sieht, wie Gemeindeglieder miteinander verfeindet sind, wie die einen als frömmlerisch, die anderen als ungläubig abgestempelt werden.

Und man steht hilflos daneben und kann nichts ändern. Man fragt sich: Hat dieser Beruf überhaupt noch einen Sinn? Was ich zu sagen habe, interessiert die meisten überhaupt nicht - oder aber sie nehmen es zur Kenntnis, ohne daraus Folgerungen für ihr Leben zu ziehen. Wozu bin ich überhaupt noch Pfarrer? Da ist die Erinnerung wichtig: An diesen Platz habe ich mich nicht selbst gestellt. Ich stehe hier nicht auf eigene Rechnung. Ich stehe hier an der Stelle Jesu Christi. Und das schließt ein, dass ich ein Kreuz zu tragen habe, so wie er. Das ist für einen Christen ganz normal. Kein Grund also zur Aufregung!

### 4

Die feierliche Ordination am Beginn eines Pfarrerlebens könnte den Eindruck erwecken, der Pfarrer stünde nun Gott näher als die anderen Gemeindeglieder. Steht er also über ihnen? Gibt sein Amt ihm einen besonderen Rang?

Fest steht: Der Pfarrer hat eine besondere Aufgabe. Er soll das Evangelium so sagen, dass die Menschen es verstehen und etwas damit anfangen können; er soll taufen; er soll mit der Gemeinde das Abendmahl feiern. Denn dadurch wird die Gemeinde zusammengehalten. Sie wird ja nicht durch Diskussionen zusammengehalten, nicht durch Kirchenvorstandssitzungen, nicht durch Jugendarbeit und Seniorennachmittage, sondern - kurz gesagt - durch Wort und Sakrament. Wort und Sakrament: da liegt seine Aufgabe. Sie allein ist wichtig. Er dagegen ist nicht so wichtig.

Im heutigen Bibelwort sagt Paulus den Christen in Rom: Die Gemeinde ist wie ein menschlicher Körper. Der Kopf des Ganzen, das Haupt der Gemeinde ist nicht der Pfarrer. Das Haupt der Gemeinde ist Jesus Christus. Der Pfarrer ist eines der Glieder dieses Körpers, eines der Gemeindeglieder. Neben ihm gibt es

viele andere Gemeindeglieder, die ihre besonderen Gaben haben und damit auch ihre besonderen Aufgaben.

Paulus nennt hier die Gabe des Dienens. Im griechischen Original steht hier das Wort »Diakonie«. Das wären beispielsweise Gemeindeglieder, die Bettlägerige besuchen und ihnen zur Hand gehen. Weitert nennt Paulus die Gemeindeglieder, die zum Ermahnen und zum Lehren berufen sind. Zu denken wäre da etwa an die Eltern, die ihre Kinder mit den biblischen Geschichten vertraut machen. Dann nennt Paulus die Kirchenvorsteher, denen er den rechten Eifer wünscht. Schließlich nennt er noch die Gemeindeglieder, die vor allem als Spender in Erscheinung treten. Ihnen wünscht er, dass sie keine Hintergedanken haben, wenn sie etwas locker machen, und dass sie es fröhlichen Herzens tun.

»Als einzelne sind wir füreinander Glieder,« sagt Paulus. Der Pfarrer mit seinem besonderen Auftrag ist also angewiesen auf die Gemeinde: auf ihren Rat, ihr Gebet, auch auf ihre Kritik, freilich auch auf ihr Lob. Der Pfarrer hat einen besonderen Auftrag. Also muss er nicht alles können. Vielleicht ist seine Stärke nicht die Predigt, aber er ist ein guter Seelsorger - und umgekehrt. Und oft wachsen in einer Gemeinde gerade die Gaben, die dem Pfarrer abgehen.

Die Gemeinde ist wie ein Körper, sagt Paulus. Gesund ist sie nicht, wenn sie alles von ihrem Pfarrer erwartet. Gesund ist sie aber auch nicht, wenn der Pfarrer ihr nichts zutraut, sondern alles allein machen will. Gesund ist sie, wenn jedes Glied seine Aufgabe erkennt und wahrnimmt. Nicht die Aktivität des Pfarrers macht eine lebendige Gemeinde aus, sondern das Zusammenspiel ihrer Begabungen und ihrer Kräfte.

Gegen Ende seiner Predigt in Safenwil sagt Karl Barth: »Soll's überhaupt so etwas geben wie Pfarrer?« und antwortet darauf, dass »Gott es ganz sicher einmal ohne Pfarrer wird machen können, und er könnte es jetzt schon. Aber wenn und solange es nun einmal ein Pfarramt gibt, muss es den Zweck und Inhalt haben, dass da ungebrochen und unverwässert Zeugnis abgelegt wird vom Willen Gottes über und gegen allen Menschenwillen, dass da das neue Leben angekündigt wird über und gegen das jetzige Leben. Damit kann ich in aller Torheit und Schwachheit Gott und euch dienen.«

*Paul Gerhard Diez,  
Pfarrer i.R., München  
(Predigt aus dem Jahr 1995)*

# Schaffen wir das Christentum ab?

## Thesen zur »Judenmission«

- 1 Die Erinnerung an die von Deutschen gegen jüdische Mitmenschen begangenen Verbrechen macht es schwer, sich zum Thema »Judenmission« so unbefangen zu äußern wie zu anderen Themen.
- 2 Die Auseinandersetzungen über die Legitimität christlicher Judenmission leidet darunter, dass »Mission« nicht von allen gleich verstanden wird und das Wort mit unterschiedlichen emotionalen Obertönen versehen ist: Für manche klingt Mission nach Zwang, Nötigung, Kolonialismus.
- 3 Das zentrale Bedeutungselement von »Mission«, wie der Ausdruck in diesen Thesen verstanden wird, ist »Einladung zum Glauben an Jesus«. Eine »Einladung« kann man annehmen oder ablehnen. Es ist nicht einzusehen, warum eine Einladung oder ihre Ablehnung bei halbwegs zivilisierten Menschen Aggressionen auslösen sollte.
- 4 Die prinzipielle Frage, ob Judenmission überhaupt betrieben werden sollte, ist von den konkreteren Fragen nach ihrer Methode und ihren Trägern zu unterscheiden. Sicher ist Deutschen bei diesen konkreteren Fragen mehr Zurückhaltung geboten als Angehörigen anderer Staaten.
- 5 Die prinzipielle Frage kann, wo das Neue Testament ernstgenommen wird, nicht anders als mit Ja beantwortet werden. Die Gründe springen bereits bei einer oberflächlichen Lektüre ins Auge:
  - 5.1 Schon Jesus selbst wandte sich in der Hauptsache an jüdische Adressaten. Seine Kritik jüdischer Traditionen sprengt den Rahmen des Judentums seiner Zeit. Seine Hörer standen vor der Alternative, sich entweder Jesus anzuschließen oder den Vertretern des zeitgenössischen Judentums zu folgen. Deren Entschluss, die Jesus-Bewegung zu unterdrücken und ihr Haupt zu beseitigen, war nicht durch bloße Böswilligkeit motiviert, sondern er ergab sich folgerichtig aus ihrem Religionsverständnis. Von Anfang an bestand ein Gegensatz, der beiden Seiten immer deutlicher bewusst wurde.
  - 5.2 Geschichtlicher Ausgangspunkt und theologische Grundlage des Christentums ist die Erfahrung des Auferstandenen. Die Auferweckung Jesu wurde keineswegs nur als private Entschädigung für erlittenes Übel verstanden, sondern als göttliche Bestätigung von Person und Wirken Jesu. Dies machen besonders die »Kontrastformeln« in der Apostelgeschichte (Act 2,23f; 3,19ff; 4,10 u.a.) deutlich:
    - Gott hat den Gekreuzigten rehabilitiert, d.h. er hat ihn ins Recht und seine Gegner ins Unrecht gesetzt.
    - Die Auferstehung Jesu ist nicht nur für die engeren Kreise seiner Anhänger und seiner Gegner von Bedeutung, sondern für die gesamte Menschheit. Alle ohne Ausnahme sind aufgerufen, das von Jesus erwirkte Heil anzunehmen.
    - Seine Gegner können Vergebung erlangen, indem sie Jesus als Retter annehmen und sich seiner Gemeinde anschließen.
  - 5.3 Die christliche Mission wandte sich zunächst an die Juden, dann sehr schnell auch an die Nicht-Juden. Gab es anfangs hinsichtlich des Missionsauftrags gegenüber Heiden Zweifel, so gegenüber Juden nie. Die Apostelgeschichte schildert, wie selbst der »Heidenmissionar« Paulus an einer neuen Station zuerst die lokalen Juden ansprach.
  - 5.4 In der Urchristenheit war die Verpflichtung zur Weitergabe der christlichen Botschaft an jedermann (»Juden und Heiden«) so selbstverständlich, dass kaum begreiflich wird, wie diese Verpflichtung innerhalb heutiger Kirchen in Frage gestellt werden kann. Wenn für das Kirchesein einer heutigen Religionsgemeinschaft die Kontinuität zur Urkirche konstitutiv ist, dann beschädigt die Leugnung der allgemeinen Missionsverpflichtung ihr Kirchesein. Sie droht damit zu einer modernistischen Sekte zu degenerieren.
- 6 Versuche, Judenmission von einigen Aussagen im Neuen Testament her zu delegitimieren\*, sind angesichts ihrer Selbstverständlichkeit im ganzen Neuen Testament zum Scheitern verurteilt. Die entsprechenden Interpretationen erscheinen als an den Haaren herbeigezogen und sind eher als Eisegeese denn als Exegese zu sehen. Bevor man einzelne Aussagen gegen andere stellt, muss geprüft werden, ob sie sich nicht doch spannungsfrei in den neutestamentlichen Gesamtkontext einfügen. Integrierende Interpretation hat, wo sie ohne Gewalttätigkeiten möglich ist, den Vorrang vor differenzierender. Solche integrierende Interpretation ist bei sämtlichen Aussagen, die gegen die Judenmission angeführt werden, nicht nur möglich, sondern naheliegend:
  - 6.1 So begründen die gegen Judenmission strapazierten Kapitel Römer 9 – 11\* diese eher, als dass sie sie ausschließen. Ihre Gegner verweisen auf die Erwählung Israels, die nach Paulus trotz der Ablehnung des Messias Jesus bleibe. Der jüdische Weg könne deshalb gegenüber dem christlichen nicht als defizitär bezeichnet werden. Die letztere Meinung hat gerade den Autor dieser 3 Kapitel gegen sich:
    - Paulus bezeichnet es als den großen Kummer seines Lebens, dass seine »Brüder, seine Stammverwandten nach dem Fleisch«, Christus ablehnen.
    - Die Nicht-Hinfälligkeit der Erwählung beschränkt er zunächst auf den »Rest« (9,27; 11,5) der christusgläubigen Juden. Die jüdische Mehrheit ist trotz religiöser Anstrengungen an Christus vorbei nicht zur Gerechtigkeit gelangt, weil diese eben nur durch den Glauben an Christus zuteil wird (9, 31).
    - Aus der Wurzel des Ölbaums –Israels als Heilsgemeinschaft – sind einige Zweige – die nicht an Jesus glaubenden Juden –



herausgebrochen worden. Um sie zu ersetzen, wurden – die christusgläubigen – Heiden eingepfropft. Die nicht-christlichen Juden haben den – defizitären – Status abgehauener Zweige.

- Zu den letzteren hofft Paulus, dass Gott sie durch den Glauben an Christus wieder in den Stamm, der primär ihrer ist, einpfropfen werden (pálin egkentrísai 11, 23).
- Der Heidenmission gibt Paulus einen heilsgeschichtlichen Sinn für die Juden: Viele Heiden gehen vor den Augen der Juden ins Heil ein. Das soll sie gleichsam »eifersüchtig« machen damit sie nachdrängen, d.h. an Christus glauben, und ihre Vorrechte als die eigentlichen Zweige des Ölbaums geltend machen.
- Die Erwählung Israels begründet, warum die Einladung zum Glauben an Christus besonders den Juden gilt.
- Hinsichtlich der Frage der Judenmission gibt es keine Spannungen zwischen neutestamentlichen Texten.

6.2 Das extrem negative Urteil des Paulus über sein Leben im Judentum vor seiner Bekehrung Phil 3,4 – 7 kann man nicht einfach unter den Tisch fallen lassen. Es geht auch nicht an, die traditionelle Datierung der bekannten Paulusbrieve, nach der die Schreiben an die Philipper und an Philemon in das Jahr 58 fallen, der Römerbrief in das Jahr 56, so zu ändern, dass der Brief an die Römer zeitlich nach dem an die Philipper zu stehen kommt und Römer 9-11 als „finale Äußerung“ des Paulus gelten kann.

6.3 Im Taufbefehl (Matthäus 28, 19) meint der Ausdruck »alle Völker« (pánta tà éthne) nicht nur die »Heidenvölker«, sondern »alle Völker« einschließlich des jüdischen. Das Wort »ethnos« wird im Neuen Testament neben »laòs« auch für das jüdische Volk verwendet.

7.1 Die Spannungen zwischen Judentum und Christentum sind unvermeidlich und könnten nur unwahrhaftig so gelöst werden, dass eine Seite von den Grundlagen ihres Glaubens etwas zurücknimmt. Wer die christli-

che Option, gelinde gesagt, als die bessere ansieht – und wie sollte er sonst Christ sein? – muss logischerweise andere Optionen – also auch die jüdische – für die vergleichsweise schlechteren halten.

7.2 In einer demokratischen Gesellschaft können sich Christen und Juden sowohl der staatlich garantierten Religionsfreiheit erfreuen als auch friedlich und einander wohlgesonnen zusammenleben, ohne der anderen Seite Zugeständnisse bei der Interpretation und Praxis der eigenen Religion abzufordern. Beide religiöse Traditionen liefern ihren Anhängern ethische Motive, nicht nur die Anhänger der jeweils anderen zu achten, sondern Menschen jeglicher Orientierung, soweit sie die Menschenrechte bejahen.

7.3 Wer seinen Mitmenschen wohlgesonnen ist, wünscht ihnen die Erkenntnis der Wahrheit. Juden und Christen können nicht nur wahrhaftig und aggressionsfrei miteinander sprechen, sondern auch füreinander beten, mögen ihre wesentlichen Überzeugungen noch so sehr voneinander abweichen.

7.4 In einer pluralen Gesellschaft wird es immer Fälle von Religionswechsel aus Gewissensgründen geben. Toleranz heißt Achtung gerade auch vor den Gewissensentscheidungen, die man nicht nachvollziehen kann.

7.5 Die geeignetsten Träger christlicher Judenmission dürften die messianischen Juden sein. Es wäre an der Zeit, dass sie im ökumenischen Bewusstsein der verschiedenen christlichen Konfessionen den ihnen gebührenden Platz erhielten. Den Kirchen obliegt es, ihnen die theologischen Ausbildungsmöglichkeiten zu verschaffen, die sie für diese Aufgabe angemessen qualifizieren.

7.6 Hinter der Ablehnung von Judenmission verbirgt sich oft die Ablehnung von Mission überhaupt. Vermutlich werden demnächst einige ihrer Gegner offen auch die Mission unter Moslems zu diskreditieren suchen. Sie seien ja schließlich auch »Abrahamiten«. Darf man dann aber noch Hindus, Buddhisten usw. »diskriminieren«? Schließlich seien ja alle Religionen gleichwertig und das Christentum nur eine von ihnen.

7.7 Man erlaube noch einen satirischen Abschluss: Ich schlage vor, Frau Knobloch zur Synodalpräsidentin, Herrn Hamburger zum Landesbischof und den Dalai Lama zum Papst zu wählen. Damit wäre doch endlich der christliche Nachweis von Toleranz erbracht. Oder ist dazu noch nötig, dass die Christen selbst noch das Christentum abschaffen?

\*) Die Ausführungen unter 6, 6.1 bis 6.3 orientieren sich an dem Beitrag von Wolfgang Kraus, »Judenmission und Frauenordination«. In: KORRESPONDENZBLATT. Hg. vom Pfarrer[...]verein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern 123, Nr.3, März 2009, S. 44.47-48.

*Prof. em. Dr. Günter R. Schmidt.  
Erlangen*

## GVEE-Aktuell

### Landesvorstandssitzung am 21.3.2009

Nach der Begrüßung und der Andacht, die Herr Tilgner zum Thema »Einer trage des anderen Last« hielt, standen zunächst Formalia, Haushalt, Sonderzuschüsse und Dienststreiversicherung auf der Tagesordnung. Danach gab es einen Rückblick auf die Delegiertenversammlung, die mit einem Vortrag von Prof. Fricke, Universität Gießen, zum Thema »Im RU von Gott reden« begonnen hatte und an deren Abschluss ein neuer Vorstand gewählt worden war: Herr Tilgner als Vorsitzender, Frau Röthlein und Frau Dr. Leipziger als stellvertretende Vorsitzende, Frau Jakob-Stralka als Schatzmeisterin. An dieser Stelle wurde nochmals den beiden ausscheidenden Vorsitzenden Frau Seifert-Heckel und

Herrn Backhouse für ihre langjährige kompetente und zuverlässige Arbeit gedankt. Es ist gut, dass Martin Backhouse im Hintergrund noch befragbar ist, Frau Röthlein für Kontinuität sorgt und Frau Rothemund im Büro wirklich stets ein offenes Ohr hat und Bescheid weiß. Beim Bericht des neuen Vorsitzenden Tilgner wird deutlich, dass Bewährtes weitergeführt und Neues angedacht wird: Der Schwerpunkt wird auch weiter die Vernetzung der einzelnen Verbände und der Kontakt zu den Partnerorganisationen wie KEG, DKV und KRGB bleiben. Ein wichtiges Projekt ist der Ökumenische Kirchentag im Mai 2010 in München, bei dem zusammen mit AEED, RPZ und DKV ein Stand geplant wird. Als Themenschwerpunkte für die nächsten Sitzungen wurden »Islamischer Unterricht« (27. Juni) und »Ganztagesschulen« (17. Oktober) gemeinsam festgelegt. Die Begegnungstagung mit den VertreterInnen der Landeskirchen von Sachsen und Thüringen in diesem Jahr vom 2. bis 4. Oktober in Blankenburg wird den einzelnen Verbänden besonders ans Herz gelegt: Dieser Austausch zwischen Ost und West wird von beiden Seiten her als äußerst wichtig und einzigartig empfunden. Schön wäre es, wenn noch mehr jüngere KollegInnen dafür begeistert werden könnten. Die Vertreter der einzelnen Verbände berichteten sodann von ihren Aktivitäten und auch von ihren Nöten, spannenden Tagungen und beeindruckende Verbandszeitschriften wurden vorgestellt. Am Ende nehmen alle TeilnehmerInnen zahlreiche Anregungen und einige Fragen mit in ihre Verbände.

*Dr. U. Leipziger*

## Bücher

*Britta Hübener, Gottfried Orth (Hrsg.), Wörter des Lebens. Das ABC evangelischen Denkens, Stuttgart 2007, 270 S.* Dieses »ABC evangelischen Denkens« wurde verfasst von kompetenten Fachleuten aus Hochschule und kirchlicher Praxis; es erschließt in ökumenischer Offenheit die programmatischen Begriffe evangelischen Denkens und will einführen in die Vielfalt theologischen Verstehens.

Theologischer Ausgangspunkt ihres Durchbuchstabierens dieser Wörter des Lebens ist für die beiden Herausgebenden – Lektorin in Heidelberg und Religionspädagogin an der TU Braunschweig – das lobende Staunen, welches mit dem genaueren Hinschauen sich »verschwivert mit dem vielfältigen Leben der Schöpfung« (S.8). Was Anlass zum Loben ist, das aber will bewahrt und geschützt werden, deshalb sind Wörter des Lebens immer auch Protest gegen den Tod. Und das bedeutet, dass sie Arbeit machen, denn »die Außenseite des Lobens ist das politische Handeln zum Schutz dessen, weswegen ich Gott lobe« (a.a.O.). So leiten Wörter des Lebens an zur Kritik der Wirklichkeit und stiften Hoffnung auf Veränderungen. Lebenswörter wollen Tätigkeitswörter werden...

Wie aber lässt sich heute theologisch verantwortet und zugleich in alltags-tauglicher Sprache von diesen Lebenswörtern reden? »Wörter des Lebens verlangen nach einer Sprache, die sich nicht vereinnahmen lässt und die ihrerseits nicht verzwecken will« (S.11). Weder marktgängige Slogans noch dogmatische Formeln taugen hierfür. Nötig ist vielmehr eine »Übersetzung aus der Sprache fachlich-theologischer Reflexion in die jeweils angemessene Ansprache und Zusprache für Zeitgenossen« (S.9), welche sowohl die oft kontroverse Geschichte wie auch die kulturellen Welten lebendig werden lässt, die sich mit solchen Wörtern des Lebens verbinden.

Wenigstens an einigen wenigen Beispielen aus den 66 Beiträgen von 50 Autorinnen und Autoren soll hier blitzlichtartig dargestellt werden, inwieweit dieses selbstgesteckte Anspruchsniveau der beiden Herausgebenden sich bewährt.

So wird etwa den Engeln hier ebenso Reverenz erwiesen wie der Figur des Teufels. Ernst genommen wird die Rede vom Teufel gerade darin, dass ihr die Tauglichkeit zur Klärung der Theodizeefrage abgesprochen wird, da sie das Problem lediglich verschiebt. Denn sie kann eben gerade nicht schlüssig erklären, »warum Gott in seiner Allmacht wirklich Anderes jenseits seiner selbst und seines Herrschaftsbereiches, also geschöpfliche Freiheit und damit auch moralisch Böses, zugelassen hat« (S.220). Deshalb rät Werner Thiede dazu, die Teufelsfigur getrost zu »entrümpeln«, auch mit dem Hinweis darauf, »dass der Teufel schon in den zentralen altchristlichen Bekenntnissen keine Erwähnung findet« (a.a.O.). Hingegen gehören die Engel zwar »nicht in die Mitte biblischer Theologie« aber sie »stehen an den Schnittpunkten der Heilsgeschichte« (S.44). Niemals löst dabei der Engel die Probleme der Menschen. Er bringt uns auf den Weg, den aber muss der Mensch schon selber gehen. So Maria in den Geburtsgeschichten oder die Betroffenen bei Auferstehung und Himmelfahrt. Gerhard Begriff fasst treffend zusammen: »Solch außergewöhnliche Botschaften können Menschen nicht künden!« Aber ebenso: »Was Sein Engel verkündet, darf der Mensch weiter erzählen« (S.46).

»Dass ein Mensch in den Armen seiner Frau sich nach dem Jenseits sehnen soll, das ist milde gesagt eine Geschmacklosigkeit« – Mit diesem Zitat von Dietrich Bonhoeffer verwarft sich Gottfried Orth gegen die Abwertung des Glücks der Menschen. Anhand von Glücksgeschichten im AT (Prediger 9,7-9) wie im NT (Lukas 15,8-10) veranschaulicht er den von Bonhoeffer so genannten »Spielraum der Freiheit« und rät dazu, »die protestantisch ungeübte Praxis des Glücks« feiernd und spielend auszuloten, weil auch Christen »von den Freuden des Sabbat wissen« (S.98). Inhaltlich wie auch von der Sprachgestalt wird das theologisch verantwortete »aggiornamento« durchgehalten, wenn Michael Haspel unter dem Stichwort Lebensformen darauf insistiert, dass »sozialethische Kriterien zu Ehe und Familie ganz vom Liebesgebot her zu

entwickeln« (S.149f.) sind: »Das Entscheidende ist der Beziehungsaspekt. Institutionelle Formen sind daran zu messen und zu orientieren« (S.150). Für das Feiern wie das Durchdenken christlicher Existenz bietet sich als Rahmen das Kirchenjahr an. Wie bereits die Aufnahme charakteristischer Züge des jüdischen Festkalenders zeigt, bildete sich der Jahreskalender der Christenheit in der Geschichte des Christentums aus und ist auch heute noch im geschichtlichen Wandel begriffen. Kristian Fechtner betont den »heilsamen Rhythmus«, den das Kirchenjahr in seinem Zyklus der Zeiterfahrung zuschreibt: es »steht dafür, dass Weihnachten und Ostern nicht zusammenfallen« (S.134). Von Abendmahl über Diakonie und Gerechtigkeit, von Nachfolge bis hin zu Trinität und Zweifel wird hier das ABC evangelischen Denkens durchbuchstabiert. Dabei will dies Buch kein Lexikon sein, kein Lehrbuch und kein Katechismus – sondern ein Lesebuch, das einlädt zum Entdecken, zum Mitdenken und zur Auseinandersetzung. Das erscheint als voll gelungen, gerade auch in dem selbst gesteckten Anspruch, »dass die Wörter des Lebens die Lebenswirklichkeit der Menschen treffen« (S. 11). Es ist zu wünschen, dass viele suchende und fragende Zeitgenossen die Probe aufs Exempel machen!

*Dr. Wieland Zademach,  
Pfarrer i.R., Unkel*

*Reinhardt Bandt, Lasst ab vom Ablass, Ein evangelisches Plädoyer, Göttingen 2008, ISBN 978 - 3 - 525 - 61910 - 0*  
Als er mir im Studium begegnete, war Ablass für mich ein rein (kirchen-) geschichtliches Thema. Anlass der Reformation schien die Kritik Luthers an Missbräuchen der Ablassprediger, die sich, vielleicht um des Erfolges jenes mittelalterlichen »Fundraisings« willen zu Verheißungen hatten hinreißen lassen, die jedem »anständigen« Theologen die Schamröte ins Gesicht treiben mussten. Ich fand heraus, dass Luther in seinen 95 Thesen keineswegs nur »werbetechnische« Übertreibungen anspricht, sondern zentrale Differenzen in theologischen Grundfragen: das Verständnis von Sünde, Schuld, Vergebung usw. In seinem Angriff auf den Ablass hatte er sich tatsächlich in zentralen Punkten schon von der römischen Lehre entfernt (wie nahe er ihr noch war, kann man bei Brandt nachlesen, was aber wohl kein

Hinweis auf eine damals noch mögliche Einigung ist, da seine Weiterentwicklung konsequent auch aus der in den Thesen dargelegten Theologie erfolgte). Weiter fand ich überrascht heraus, dass der Ablass gegenwärtige Praxis der römischen Kirche ist, seit Luthers Zeiten zwar in einigen Punkten verändert, bis heute aber immer noch zentrale Themen wie Rechtfertigung und Heiligung betrifft. Das vorliegende Buch bestätigt diese Sicht und macht auf beklemmende Art deutlich, warum der Jubelablass zum Millennium ein Schlag ins Gesicht all derer sein musste, die in der Gemeinsamen Erklärung die Übereinstimmung in Grundfragen des Glaubens feierten. Entweder gibt es den Ablass oder Einigkeit im Verständnis der Rechtfertigung, so Brandt. Die Gemeinsame Erklärung und ihre Interpretationen sind das (un-) heimliche Thema dieses Buches, so sehr es sich mit der Lehre vom Ablass systematisch-theologisch auseinandersetzt. Mag wird die manchmal diffizilen theologischen Unterscheidungen lästig finden, die die Volksfrömmigkeit sicher nicht nachvollzieht. Gerade die »neue Ablasslehre« einiger Theologen (fußend auf Rahner) erfordert sie und sie entsteht beim Versuch, den Wortlaut der Lehre nicht anzutasten und sie dennoch einem neuen Verständnis von Sünde, Strafe und Rechtfertigung anzupassen. Genau hier kann Kritik am Buch auch einsetzen: Wer, wie Brandt, Lehren des Mittelalters neben Interpretationen des 20. Jahrhunderts stellt und nicht vorschlägt, dass Veränderungen so etwas wie Lehrentwicklungen in einer Kirche sein könnten, in der es eine solche Entwicklung von Dogmen nicht in der Art geben kann, wie wir es erwarten, wird in den neuen Formulierungen nie eine Entwicklung zum Besseren finden sondern nur, verborgen, die alten Inhalte. Mit einer Hermeneutik des Verdachtes kommt man nur zu der (vielleicht beruhigenden) Feststellung, dass man auch weiter mit Luther gegen Rom argumentieren kann und es Entwicklungen der Konfessionen aufeinander zu nicht geben wird. Sollen wir aber dies als Ziel der Ökumene haben: Dass der Papst den Übertritt seiner Kirche erklärt und abdankt?! Wer sich über den Sündenbegriff der römischen im Unterschied zu reformatorischen Kirchen, über Differenzen im Verständnis von Gnade und Rechtfertigung informieren will, hat hier reiches Material zur Hand und findet in den zahlreichen Fußnoten Hinweise zu vertiefender Weiterarbeit. Ich hoffe,

## Ausbildung zur Pfarrverwalterin und zum Pfarrverwalter

an der  
Augustana-Hochschule  
Neuendettelsau

Für Frauen und Männer, die in ihrem Beruf erfahren und in ihrer Gemeinde bewährt sind und die in der Lebensmitte für sich eine Berufung zum Pfarrdienst entdecken, sind eingeladen, sich für die Pfarrverwalterausbildung an der Augustana-Hochschule bewerben.

Voraussetzungen für den vierjährigen Studiengang sind mindestens mittlerer Schulabschluss, ein Mindestalter von 26 Jahren und ein Höchstalter von 39 Jahren zum Ausbildungsbeginn, eine abgeschlossene Berufsausbildung und Erfahrung in diesem Beruf und die Verwurzelung im christlichen Glauben und Gemeindebewahrung.

Ein Studienjahr an der Augustana-Hochschule kann absolvieren, wer eine mindestens dreijährige biblisch-theologische Ausbildung mitbringt, mindestens zehn Jahre in einem kirchlichen oder vergleichbaren Dienstverhältnis stand und zum Ausbildungsbeginn höchstens 43 Jahre alt ist.

Für den Ausbildungsbeginn im September 2010 läuft die

**Bewerbungsfrist**

bis zum **02.11.2009**.

Der Zulassung zur Ausbildung geht ein Auswahlverfahren im Januar 2010 voraus. Bewerbungen sind zu richten an das Theologische Prüfungsamt im Landeskirchenamt, KR Christoph Saumweber, Postfach 200751, 80007 München.

Informationen und Beratung für Interessierte: Dr. Christian Eyselein, Dozent am Studienseminar Pfarrverwalter- und Pfarrverwalterinnenseminar der Augustana-Hochschule, Büro KSB, Johann-Flierl-Str. 20, 91564 Neuendettelsau, Tel.: 09874/92201 (vormittags), Mail: pfarrverwalter@augustana.de  
Schriftliche Informationen zu Ausbildung und Bewerbung unter [www.augustana.de](http://www.augustana.de).

Christian Eyselein

dass die Wirklichkeit einer (trotzdem!!) unterschriebenen »Gemeinsamen Erklärung« eine Dynamik hat, die weitere Annäherungen in den zentralen Fragen bringt. Der Ablass wird sicher nicht abgeschafft (s.o.), Fortschritte aber wird es in der Volksfrömmigkeit geben, in der Ablässe schon heute (in Mitteleuropa!) keine entscheidende Rolle spielen. Es wäre schon viel gewonnen, wenn man auf die weitere Verkündung von Ablässen verzichten könnte. Andererseits ist der im Ablass liegende ökonomische Gedanke vielen Menschen heute vertraut und die römische Lehre von Sünde, Vergebung und Abbüßen von Strafen entspricht dem Menschen, der sich auch von Gott nichts schenken lassen will nur allzu sehr. Da könnte dann unsere Aufgabe liegen: die lutherische Lehre so zu formulieren, dass sie eine Chance hat gegen das scheinbar Einleuchtende. Bewegung kommt von unten: Die Volksfrömmigkeit war den theologischen Formulierungen zum Ablass verschiedentlich voraus, zwang zu Formulierungen, die auch römische Theologie nicht zu begründen vermag (Ablass von »Schuld und Strafe« »zur vollsten Vergebung der Sünde«, Ablässe für Verstorbene). Umgekehrt markiert die Lehre vom Ablass unterschiedliche Theologien der Rechtfertigung und Heiligung, die auch bei einer stillschweigenden Abschaffung der Ablasspraxis bleiben. »Lasst ab vom Ablass« ist also eine letztlich unrealistische Forderung – die theologische Arbeit könnte dann erst beginnen – freilich könnte sie dann auch Gemeinsamkeiten formulieren, deren Brüchigkeit nicht durch die Ablasslehre erwiesen würde. »Jedenfalls stellt der Ablass einen prominenten Anwendungsfall dar, an dem sich das ökumenische Gespräch ... bewähren muss.« (Brandt, 274)

Bleibt an uns Evangelische die Frage, ob und wie wir Rechtfertigung allein aus Glauben predigen und in welche Beziehung dazu wir die Werke der Heiligung setzen. Sehe ich recht, führt die verkündete »Nutzlosigkeit« der Werke im Blick auf unsere Stellung vor Gott dazu, dass wir Werke aufladen, indem wir (zu) vielen Entscheidungen Bekenntnischarakter verleihen – was der Diskussion ebenso wenig dient wie der Vielfalt der Meinungen in durchaus weltlichen Fragen. Insofern ist dieses Buch nicht nur eine Polemik gegen eine römische Lehre sondern auch Anregung zu eigenem theologischen Nachdenken über unsere Predigt. Und da, in der Wirk-

lichkeit christlichen Lebens, stehen sich Katholiken und Evangelische oft näher als die Lehre es ausweist – möglicherweise wird von daher dann auch die Übereinstimmung in Grundfragen des Glaubens irgendwann auch formuliert werden können.

Martin Ost

*Huber Brigitte, Zöller Elisabeth, Tanzen mit dem lieben Gott, Fragen an das eigene Leben, Gütersloher Verlagshaus 2009, 123 S.*

Es ist ein ungewöhnliches und zugleich faszinierendes Buch. Anliegen der Autorinnen ist es, Hilfestellung zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben und dem eigenen Sterben und Tod und der Frage nach Gott zu geben.

Behutsam wird der/die Leser/in eingeladen, sich auf einen virtuellen Spaziergang zu begeben; eine äußerst spannende Entdeckungsreise durch das Leben, wenn man sich darauf einlässt – angefangen von wichtigen Erinnerungen in der Vergangenheit über die Frage, was ich unbedingt noch tun möchte und Wünsche, die ich habe, wenn ich im Sterben liege bis hin zu der Frage nach der Wichtigkeit von Beziehungen zu anderen Menschen und nach ganz persönlichen Gottesvorstellungen.

Auch die Auseinandersetzung mit Fragen nach Leben mit Behinderung ist Brigitte Huber als Bioethik-beauftragte des Bundesverbundes deutscher Behindertenhilfe hier wichtig.

Locker aneinander gereichte, kurze prägnante Textpassagen, die zum Teil lyrisch – poetischer Natur sind, aber auch abgelöst werden von sehr tief sinnigen bildhaften Geschichten, motivieren den/die Leser/in, sich selbst ganz konkreten Fragen zu stellen und sich einer Analyse seiner Wertvorstellung zu unterziehen. Diese Texte regen an, in einen intensiven inneren Dialog mit sich selbst zu treten. Es sind Texte, die einem unter die Haut gehen, aber auch Texte, die zum Widerspruch reizen.

Dabei werden auch wichtige Fragen enttabuisiert, die man sich in der Regel nicht stellt, z.B. Welche Gefühle und Gedanken wecken in einen die Behinderung anderer Menschen, aber auch: „Wie stelle ich mir meine Bestattung vor?“

Natürlich spricht nicht jede Frage jeden in gleicher Weise an. Manche sind sehr spezifisch. Aber sie machen neben der intensiven Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben auch sensibel für

das, was in behinderten, alten und sterbenden Menschen vorgeht. Dazwischen ist viel Platz, um sich eigene Notizen zu ganz konkreten Fragen des Lebens zu machen, zum Nachdenken zu kommen und sich vielleicht mit einer vertrauten Person darüber auszutauschen.

Bilder mit symbolischer Aussagekraft von Irmgard Lucht lockern das Buch auf und machen es dem/der Leser/in leicht, während des virtuellen Spazierganges durch die Landschaft seines Lebens bei dem einen oder anderen Gedanken zu verweilen.

Neben kompetenten Anregungen zum Ausfüllen einer Patientenverfügung werden gegen Ende des Buches auch geistliche und spirituelle Akzente gesetzt.

Dieses Buch legt man nicht so einfach zur Seite. Es ist ein Buch, das einen von der ersten Seite an fesselt; ein Buch, das Spuren in einem hinterlässt, wenn man sich auf die Fragen einlässt.

So ist diese Publikation nicht nur für Mitarbeitende in Einrichtungen der Behindertendienst, in Altenheimen und Hospizen – wie es im Klappentext heißt – äußerst lohnenswert zu lesen und damit zu arbeiten, sondern für jeden Menschen, der sich ganz bewusst mit sich selbst und seinem endlichen Leben auseinandersetzen will.

*Michael Hüfner, Pfarrer, individualpsychologischer Berater und Supervisor (DGIP), Städtisches Klinikum München GmbH*

*Werner Krusche, Ich werde nie mehr Geige spielen können, Stuttgart 2007, ISBN 978-3-87173-376-5*

Die Lebenserinnerungen des ehemaligen Bischofs der Kirchenprovinz Sachsen waren eine meiner Urlaubslektüren. Vieles daran hat mich so bewegt, dass ich sie Ihnen ans Herz legen möchte.

Die Schilderung seiner Kindheit im Erzgebirge und der Tätigkeit des Vaters als Gemeinschaftsprediger: man kann es nicht oft genug lesen, wie nahe uns viel ärmlichere Verhältnisse sind. Bewegt hat mich auch die Frage, was die Menschen seinerzeit in diese Gemeinschaftsstunden getrieben hat: wir reden von der missionarischen Dimension – kommen die Menschen? Sind die Menschen anders? Oder wir?!

Da ist die Kriegszeit und die Zeit des

Fortsetzung S. 90

## Redaktionsteam:

### Unser neues Teammitglied

Liebe Leserinnen und Leser,  
wie versprochen, möchte ich mich Ihnen vorstellen: Ich bin Monika Katharina Siebert-Vogt, die Neue im Redaktionsteam des Korrespondenzblattes.  
Nomen est Omen ?!

Monika bedeutet nach einer weit verbreiteten Auffassung »die Einzigtige, die Einsame.«

Einzigtig hat Gott mich geschaffen mit meinen Talenten (logisches Denken, rasche Auffassungsgabe, Organisationsgeschick, Einfühlungsvermögen, ...) und meinen Schwächen (Perfektionismus, Ehrgeiz, Neugier,...). Wohl dosiert wird aus beidem hoffentlich eine Mischung, die das Redaktionsteam bereichert.

Die Einsame möchte ich nur ab und an einmal sein – denn eigentlich bin ich eine Teamplayerin.

Nimmt man die lateinische Bedeutung von Monika »die Mahnerin« so kommt hier besonders meine Rolle als Mutter von drei Kindern (7, 12, 14) und als Pfarrfrau zum Tragen.

Mit der punischen Bedeutung »die Göttin« kann ich für mich überhaupt nichts anfangen.

Katharina, »die Reine, die Aufrichtige«: Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit sind mir sehr wichtig. Ich möchte wissen, wo ich dran bin, aber auch dem anderen meine Meinung offen sagen und, wenn nötig, reinen Tisch machen. Alles Hintenherum-Getratsche finde ich lästig und lausig. So tappe ich schon mal in ein Fettnäpfchen. Humor und Sachlichkeit haben mich dabei vor größeren Verletzungen bewahrt. Das wünsche ich mir auch vom Korrespondenzblatt: Einen offenen Meinungsaustausch, humorvoll, ehrlich und nicht verletzend.

Vom glänzenden Sieg und dem Amt eines Landvogtes künden meine Nachnamen.

Den Aufgaben und Herausforderungen, die mir »als Vögtin« immer wieder neu und anders gestellt werden, sei es in der Familie, im Beruf der Industriekauffrau, in der Gemeinde, im Pfarrfrauenteam oder anderen Ehrenämtern, stelle ich mich mit Kreativität und Phantasie und freue mich, wenn wir schließlich gute oder gar glanzvolle Lösungen finden.

So nehme ich auch gerne die neue Herausforderung als Redaktionsmitglied des Korrespondenzblattes an und bin gespannt auf die Arbeit mit Ihnen und für Sie.

Ihre

Monika Siebert-Vogt

## Pfarrfrauenarbeit

Das Team für Pfarrfrauenarbeit lädt ein zu folgenden Tagungen:

### ■ Und Gott legte einen Garten an

Tagung für Frauen von Pfarrern  
4.5.-6.5.2009, Tutzing

Der Garten – Raum für Freizeit, Muße, Kreativität. Wir laden ein zu einem Streifzug durch Gärten in der Bibel – in unserer Phantasie – vor unserer Tür.

### ■ Freunde finden, Freunde halten

Wie geht das als Pfarrfamilie?  
29.6.-1.7.2009, Hesselberg

Tagung für Frauen von Pfarrern mit kleinen Kindern

Gute Freunde tun dem Herzen gut! – Doch wer ist mein Freund? Kann ich auch innerhalb der Gemeinde Freundschaften schließen?

Referentin: Petra Wagner, Familientherapeutin, Mediatorin

### ■ Unterwegs auf dem Jakobsweg

Von Gunzenhausen nach Nördlingen  
25.9.-27.9.2009

Tagung für Frauen von Pfarrern

»Wir sind immer auf dem Wege und müssen verlassen, was wir kennen und haben, und suchen, was wir noch nicht kennen und haben.«

Martin Luther

### ■ Und plötzlich kräht kein Hahn nach mir

27.11.-29.11.2009, Heilsbronn

Wenn der Dienst des Pfarrers endet.

Tagung für Frauen von Pfarrern rund um den Ruhestand

Ob dies nun als Erleichterung erlebt oder von großer Trauer begleitet wird – auf alle Fälle ist der Ruhestandsbeginn des Mannes ein Thema, das viele Frauen lange Zeit vorher und nachher beschäftigt.

### ■ Bei uns ist immer was los

Nicht in den Herbstferien sondern:

29.3.-31.3.2010

Gewaltfreie Kommunikation

Tagung für Frauen von Pfarrern mit Grundschulkindern

»Jenseits von richtig und falsch liegt ein Ort. Dort treffen wir uns.«

(Dschalal ad-Din Rumi)

### ■ Informationen und Tagungsflyer

erhalten alle Frauen von Pfarrern 2x jährlich mit unserem Info-Brief.

Bitte sagen Sie Bescheid, wenn Sie diesen nicht bekommen, damit wir unsere Adressdatei auf dem neuesten Stand halten.

Für alle Informationen, Flyer, Anmeldungen wenden Sie sich bitte an unsere Geschäftsstelle:

Pfarrfrauenarbeit in Bayern

In der Fachstelle für Frauenarbeit

Frauenwerk Stein e.V.

Deutenbacher Straße 1

90547 Stein

Tel: 09 11 - 68 06 -132

Email: pfarrfrauen@frauenwerk-stein.de

www.pfarrfrauen.de

Studiums im und nach dem Krieg. Bekannte Namen tauchen auf, es wird aber auch das Selbstverständnis einer ganzen Theologengeneration deutlich – sie hat noch bis vor kurzem auch unsere Kirche geleitet!

Wir erfahren manches über den alltäglichen Kleinkrieg des Staates DDR gegen die Kirche und ihre VertreterInnen: wer es als Westler liest, wird nicht mehr leicht urteilen wie Gerd Besier. Man kann sich fragen, wie weit der eigene Mut reichen würde, aber auch, ob nicht die DDR an ihrer eigenen Kleinlichkeit zugrunde gegangen ist, mit der sie auch die gegen sich aufgebracht hat, die durchaus bereit waren, im Sozialismus zu leben.

Beeindruckend auch, wie selbstkritisch hier ein Mensch auf sein Leben und Handeln schaut, etwa die seinerzeitige Position gegen die Jugendweihe nachträglich kritisch betrachtet: mir ist, als könnten wir auch davon lernen.

Manchmal etwas mühsam finde ich seine Aufzählungen – es entsteht das Bild eines sehr gründlichen und abgesichert argumentierenden Menschen. Die Schule kirchlichen Redens in einem kirchenkritischen Umfeld ist sicher nicht zu übersehen.

Selbstkritisch betrachtet er auch, wie die Familie hinter dem Amt zurücktreten musste – und zugleich, beim Schreiben, gerät sie wieder aus dem Blick vor lauter bischöflichen Terminen. Was der Stellenwechsel für die Söhne bedeutet muss man ahnen, die Widmung an zwei »aus dem Leben gegangene« Söhne (beide 40 Jahre alt) lässt manches vermuten. Der Verfasser schweigt – in seinem Reden über die Ordination spiegelt sich das neue Pfarrerbild einer nachkommenden Generation. In dieser Auseinandersetzung sind wir noch nicht so weit, dass wir seine Stimme nicht hören sollten.

Und, natürlich: Das Buch ist ein Dokument der neuen deutschen Geschichte aus kirchlicher Sicht. Empfehlenswert.

*Martin Ost*

*Gerhard Wendler, Für eine bessere Zukunft mit mehr Solidarität und mehr Gerechtigkeit. Eine Streitschrift, Verlag Pro Business, Berlin 2008, 169 Seiten, 14.- Euro*

Der Titel des Buches knüpft bewusst an die ökumenische Sozialdenkschrift von 1997 an (»Für eine Zukunft in Solidarität

und Gerechtigkeit«). Und dass es eine Streitschrift ist, ist nahezu auf jeder Seite spürbar. Geschrieben hat dieses Werk ein kirchlicher Insider mit einer durchaus untypischen Berufsbiographie. Der heute 55-jährige Gerhard Wendler war bereits mit 25 Jahren Dozent an der Fachakademie und Diakonenschule in Rummelsberg. Zwei Jahre später wurde er der jüngste Geschäftsführer eines diakonischen Werkes auf Dekanatsstufe (in Schwabach). Vor elf Jahren begab er sich von der Leitungsebene ganz bewusst wieder an die Basis, indem er nun als Sozialarbeiter im Rahmen eines Diakonie-Betreuungsvereins (in Roth) tätig ist. Zu seinen hauptberuflichen diakonischen Aufgaben kommen ehrenamtliche Tätigkeiten als Prädikant, im örtlichen Kirchenvorstand, im Dekanatsausschuss und im Posaunenchor hinzu.

Wenn jemand mit einem solchen eigenartigen Background an kirchlichen und diakonischen Erfahrungen eben diese Erfahrungen als Rechenschaft in einem Buch zusammenfasst, darf man gespannt sein, wie er das tut. Kurzum: Dem Verfasser ist ein Werk gelungen, das flüssig geschrieben ist und mit vielen konkreten Beispielen aus den eigenen Arbeitsfeldern aufwarten kann.

## *Liebe Leserin, lieber Leser!*

Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?, fragt Bertolt Brecht und erinnert an die kleinen Leute, ohne die die Großen ihre Taten nicht vollbringen können, von denen aber nie die Rede ist.

Viele Köche scheinen heute den Brei verdorben zu haben: die »Banker« haben uns mit ihrer Gier die Krise eingebrockt, so lesen, hören, sagen (?) wir. Wer hat ihre Kochbücher geschrieben? Wer die Menüpläne erstellt? Wer hat festgelegt, dass sie sich nach Menüplänen und Kochbüchern richten müssen und Köche eingestellt, die so kochen? Warum wurden befördert, die sich anpassten und nicht die kreativen Geister, die eine neue Küche versuchen? Die nach Nährwert, Kosten und Nutzen fragen, vielleicht auch nach Ökologie und weltweiter Gerechtigkeit? Weil sie Unordnung bringen, die Abläufe stören, Entscheidungen verzögern?

Sie verstehen: Ich frage nach der Ideologie und den Ideologen. Wo waren die (heute) klugen Volkswirte vor der Krise? Wo diejenigen, die Leitungsmodelle in Frage stellten? Heute wissen sie alles besser und die Köche stehen dumm da. Aber wo und von wem haben die Köche gelernt? Wer hat die Modelle von Leitung und Führung entwickelt, nach denen sie in ihre Positionen kamen? Wie kam es, dass die abweichenden Meinungen als Störung empfunden wurden? Und warum haben wir ihnen alles geglaubt und die Menüs goutiert? Und wie steht es damit in unserer Kirche, die in den letzten Jahren gelernt hat, auch auf solche Ratgeber zu hören (die teilweise bei der Wirtschaft schon »durch« waren...)?

Die Finanzverantwortlichen haben sich nicht geniert, für eine konservative Einstellung kritisch betrachtet und für ein wenig dumm angesehen zu werden: Ihnen verdanken wir, dass unsere Kirche momentan kaum betroffen ist. Waren

die TheologInnen ebenso mutig und klug?

Früher gab es einmal so etwas wie Ideologiekritik – hat man die immer »mitlaufen« lassen? Und hat vorgesorgt, dass nicht alles verloren geht, wen man einer falschen oder zu einseitigen Lehre auf dem Leim gegangen sein sollte? Oder war es wichtiger, Kirche »modern« zu präsentieren, wichtiger, in »gehobenen Kreisen« als zeitgemäß angesehen zu werden, dass man kritische Fragen als lästig auf die Seite schob?

Viele Fragen.

»Ach, ihr Alt-68er«, sagen unsere Kinder und lachen.

Doppelfehler: Für die 68er bin ich doch zu jung. Und die 68er, die in Positionen aufgerückt sind, wollen die Fragen weder hören noch stellen. Richtig: Es sind andere Fragen als 68 – die Schweigsamkeit ist ähnlich. Zeit für neue 68er? Bequemer ist es, auf die Köche einzuschlagen...

meint

Ihr Martin Ost

Vor dem Hintergrund der allgemein gesellschaftlichen und speziell kirchlichen Diskussion um Solidarität und Gerechtigkeit kommt er aufgrund seiner eigenen Erfahrungen zu Analysen und Schlussfolgerungen, in denen sich fachliche Kompetenz und persönliche Leidenschaft verbinden.

Bemerkenswert ist ebenso, dass den sozialpolitischen und diakonischen Fachthemen zwei ausführliche biblisch-theologische Kapitel vorgeschaltet sind, in denen es um den Wert der Solidarität und der Gerechtigkeit im Alten und Neuen Testament geht. Hier macht sich der Prädikant bemerkbar, der erkannt hat, dass biblische Bezüge nicht nur der gelegentlichen Garnierung dienen dürfen, sondern es gerade auch für die von ihm verhandelte Fachthematik einer gründlichen Exegese bedarf. Dabei berücksichtigt Wendler auch neuere exegetische Literatur.

In den weiteren Kapiteln des Buches geht es – immer mit Beispielen reich und anschaulich unterfüttert – um sozialstaatliche Erfolge und Fehlsteuerungen; es geht um die Frage der Lohn-Nebenkosten, um die Riester-Rente und um Lobbyismus. Es findet sich das Plädoyer, der vielfach propagierten privaten Vorsorge eine nachrangige Stellung zuzuerkennen, weil sie "nur von Menschen in sowieso bevorzugter Lage" geleistet werden kann (S.113). Schließlich plädiert er dafür, unser gegenwärtig komplexes Kassenwesen (Krankenversicherung, Arbeitslosenversicherung, Rentenversicherung, Pflegekasse, Berufsgenossenschaft) in künftig zwei Kassen zusammenzuführen: "Wir brauchen eine Kasse, die den Lebensunterhalt sicherstellt und eine Kasse, die Hilfe in Form von Geld- und Sachleistungen für bestimmte gesetzlich definierte Situationen erbringt" (S.117). In dem von ihm vorgeschlagenen System wäre dann auch kein Platz mehr für die unterschiedliche Behandlung von Kranken in Form von Kassen- und Privatpatienten.

Wendler ist sich bewusst, dass seine Vorschläge auch Konsequenzen für Kirche und Diakonie haben müssen: Insbesondere wendet er sich gegen die gängige Gliederung in Beamte, Angestellte und Arbeiter, wie sie innerhalb der Kirche vom öffentlichen Dienst übernommen wurde (S.144). Er weiß, dass wir kirchlicherseits nur dann eine gerechte und solidarische Gesellschaft einfordern können, wenn wir auch unsere eigenen kirchlichen Strukturen entsprechend

kritisch hinterfragen.

Auch wer Wendlers Thesen und Vorschläge nicht rundum zustimmen möchte, kann sein ebenso leidenschaftlich wie sachkundig geschriebenes Buch mit großem Gewinn lesen. Eine Streitschrift sucht den Streit. So ist diesem Buch zu wünschen, dass es diesen notwendigen Streit auch tatsächlich entfacht.

*Dr. Karl Eberlein,  
Pfarrer in Roth*

## Ankündigungen

rpz

### ■ Mehr als ein Trostpflaster – Tag der Schulseelsorge

15. Juli, 9.00 bis 16.00 Uhr

Ort: Heilsbronn

Leitung: Dr. Ute Baierlein

Teilnehmerzahl: 120

Zielgruppe: Kirchliche und staatliche Lehrkräfte aller Schularten

Dieser Tag vermittelt Informationen über das noch junge, aber sehr nachgefragte Arbeitsgebiet der evangelischen Schulseelsorge. Vorge stellt werden Projekte aus ganz Bayern sowie Konzeptionen von Seelsorge an verschiedenen Schularten.

Durch seine Teilnahme unterstreicht Landesbischof Dr. Johannes Friedrich die Bedeutung von Schulseelsorge als kirchliches Engagement in der Schule.

Der Referent des Vormittags, Prof. Dr. Joachim Bauer, Uniklinik Freiburg, ist bekannt durch seine Arbeiten zur Lehrergesundheit. In seiner Buch-

veröffentlichung »Lob der Schule« beschreibt er Perspektiven einer menschenfreundlichen Schule. Durch seinen Vortrag wird Schulseelsorge eingebettet in umfassende Überlegungen zur Weiterentwicklung von Schulkultur; sie ist mehr als ein Trostpflaster.

Am Nachmittag werden in Workshops neben konzeptionellen Themen Erfahrungen aus der konkreten Arbeit an Schulen vorgestellt, etwa die Möglichkeiten der Notfallseelsorge bei Krisen an Schulen.

Anmeldungen erbitten wir bis 19.06.2009 für staatliche Lehrkräfte über FIBS (LFB 76/854), für kirchliche Lehrkräfte mit dem Bewerbungsformular unter [www.rpz-heilsbronn.de/download/formb.pdf](http://www.rpz-heilsbronn.de/download/formb.pdf). Es erfolgt keine gesonderte Einberufung

## Ökumenische Initiative Reich Gottes – jetzt!

### ■ Reich Gottes heute

Die zentrale Botschaft Jesu und die kirchliche Praxis

26.6., 16.00 Uhr – 28.6., 13.00 Uhr

Ort: Evangelische Akademie Bad Boll

»Jesus hat das Reich Gottes verkündigt – und was kam, war die Kirche.« So wird ein Wort aus dem Jahre 1902 des katholischen Bibelwissenschaftlers Alfred Firmin Loisy gern kolportiert.

Die historisch-kritische Bibelwissenschaft bemüht sich immer wieder, die Botschaft Jesu selbst zu identifizieren. Was meinte er mit »Reich Gottes«? Wie sieht dazu der heutige Forschungsstand aus? Wie verhält sich die älteste Überlieferung von Jesus zu den späteren Evangelien und Lehrschriften? Welche Folgerungen ergeben sich für das kirchliche Bekenntnis, für Liturgie und Predigt, aber auch für die Gemeindepraxis, wenn die Botschaft vom Reich Gottes in den Mittelpunkt gerückt wird? Vor über hundert Jahren war durch das Wirken der berühmten Blumhardts in Bad Boll die Botschaft vom Reich Gottes in aller Munde und verbreitete sich in alle Welt. Insbesondere Christoph Blumhardt mit seiner politischen Theologie drängte auf Weltveränderung und befruchtete den religiösen Sozialismus nachhaltig. Kann man heute an diese Tradition wieder anknüpfen?

Die »Ökumenische Initiative« möchte eine Kirchenreform auf der Basis der Reich-Gottes-Botschaft anstoßen. Sie ist ein Zusammenschluss von Christinnen und Christen aus ganz Deutschland. Sie suchen das Gespräch mit anderen Gruppen, die ähnliche Anliegen vertreten, fordern aber auch Kirchenleitungen heraus.

Kosten: Tagungsgebühr 40,00 Euro, Vollpension Zweibettzimmer, Dusche/WC 115,40 Euro, EZ Dusche/WC 144,00 Euro, Verpflegung ohne Frühstück, ohne Unterkunft 51,60 Euro, Ermäßigung auf Anfrage möglich.

Leitung: Pfarrer Wolfgang Wagner, Dr. Claus Petersen, Pfarrer

Anmeldung bis spätestens 10. Juni 2009. Sie erhalten eine Anmeldebestätigung.

Anfragen richten Sie bitte an die Evangelische Akademie Bad Boll Wolfgang Wagner, Sekretariat: Irmgard Metzger Telefon +49 7164 79-347 Telefax +49 7164 79-5347

[irmgard.metzger@ev-akademie-boll.de](mailto:irmgard.metzger@ev-akademie-boll.de)

Postvertriebsstück  
Dt. Post AG  
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und  
Pfarrerinnenverein  
Mainbrücke 16,  
96264 Altenkunstadt

## Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren wurden:

Junia Philomena Irmer, Kind von Martin Irmer und Annika Frahsa, am 11.3. Neustadt/Aisch

Christian Martin Leonhard Zimmer, 2. Sohn von Astrid und Dr. Frank Zimmer, Thalmässing, am 24.03.2009 in Nürnberg.

## Evang. Bildungszentrum Hesselberg

■ **Fit in 8 Tagen – Neuen Schwung ins Leben bringen**

02.08.09 (18.00 Uhr) – 09.08.09 (10.30 Uhr)

Für 8 Tage aus dem Alltag aussteigen und neue Energie tanken! Dieser beliebte Kurs bietet Frauen wie Männern eine gelungene Mischung aus den Elementen – Natur erleben: geführte Wanderungen bzw. Radtouren in herrlicher Landschaft, – Gesundheitstraining: Entspannungsmethoden und wohltuende Körperübungen, – zur Besinnung kommen: Zeit für Sinnfragen, Spiritualität als Kraftquelle für den Alltag erleben, – und Kulturgenuß: z.B. Besuch der Sommerfestspiele in Dinkelsbühl oder am Altmühlsee.

Der besondere Charakter dieses Seminars: Es wird ein sorgfältig ausgearbeitetes, aber nicht zu dichtes Programm angeboten. Dabei können die Teilnehmenden individuell gestaltete Freiräume nach ihren Bedürfnissen einbauen. Ausführliches Falblatt erhältlich.

Leitung: Werner Hajek, Pfr. Bernd Reuther

Frauenseminar

■ **»Vergeben & Vergessen«**

10.10.09 (09.30 – 16.30 Uhr)

Immer wieder fühlen sich Menschen als Opfer von Verletzungen und Ungerechtigkeiten – sind wütend – enttäuscht – hilflos. Was können Frauen in so einer Situation tun, um ihren inneren Frieden wieder zu finden? Wie können sie verzeihen? Müssen sie wirklich alles vergessen? Können Wunden heilen? Diesen Fragen wird im Seminar nachgegangen.

Leitung: Heilpraktikerin Erika Vorlauffer

Ansprechpartnerin: Dr. Christine Marx

Meditationswochenende

■ **Meine Zeit steht in deinen Händen**

16.10.09 (18.00 Uhr) – 18.10.09 (13.00 Uhr)

Ein Wochenende mit Meditation, Bewegung und Musik. In Wortmeditationen, Schweigen und Achtsamkeitsübungen erhalten die Teilnehmenden die Möglichkeit sich Zeit zum Innehalten und Atemholen zu nehmen. Die Umgebung des Hesselbergs lädt auch zur Meditation in der Natur ein. Des weiteren motivieren meditative Tänze und Panflötenmusik zur Bewegung. Durch diese Angebote sollen die Sinne bewusst für Gottes Schöpfung geöffnet werden.

Leitung: Gisela und Joachim Butz, Meditationsanleiter für Christl. Meditation

Ausblick:

Wandern Klassik:

■ **Herbststimmung am Frankenweg**

08.10.09 (15.00 Uhr) – 11.10.09 (13.00 Uhr)

Leitung: Werner Hajek

■ **Im Tanz wachsen & entfalten wie ein Baum**

23.10.09 – 25.10.09

Leitung: Ingeborg Lenz-Schikore

## Letzte Meldung

Grüß Gott!

Obi ist mehr!

Schild an einer Obi-Kasse

■ **Familienstellen für verwaiste Eltern mit Lisa Zimmerer**

13.10.09 (18.00 Uhr) – 15.10.09 (13.00 Uhr)

Leitung: Lisa Zimmerer

Anmeldung: Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfsingen; Tel.: 0 98 54 -10 -0; Fax: 0 98 54 - 10 -50; E-Mail: info@ebz-hesselberg.de

## die gemeinde akademie

■ **Klar und zugewandt**

Eine Einführung in die Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg 23. 9. (10.00 Uhr) bis 25. 9. (16.30 Uhr.)

Ort: Gemeindeakademie Rummelsberg

Fundament des Ansatzes von M. B. Rosenberg ist der Respekt vor den Emotionen und Bedürfnissen aller Beteiligten. Ziel seines Kommunikationsmodells ist es, sich selbst klar und aufrichtig auszudrücken und gleichzeitig dem Gegenüber respektvolle Aufmerksamkeit zu schenken. Die Teilnehmer/innen lernen Haltung und Konzept der Gewaltfreien Kommunikation kennen und üben erste Schritte ein.

Leitung: Dr. Bernhard Petry

Kosten (UK, Verpfl., Kursgebühr): 220 Euro ELKB; TN aus anderen Landeskirchen 320 Euro

Anmeldung: Evang.-Luth. Gemeindeakademie, Rummelsberg 19, 90592 Schwarzenbruck

Tel.: 0 91 28 - 9 12 20

e-Mail: gemeindeakademie@elkb.de

## Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Bernd Seufert (Nürnberg). Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang. Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de Redaktionsschluß ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund Druck und Medien GmbH Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax - 29. Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de